

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Arnold v. Tiedeböhl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

XL. Band.

11. u. 12. Heft. Doppelheft.

Inhalt.

	Seite
Zur Frauenfrage im Allgemeinen und bei uns	651
Frauenart	662
Aus der baltischen Kunstgeschichte. Von Fr. v. Keufler	664
L. v. Schröder. Phammamadam. Von Gregor v. Glasenapp	673
Ein literarischer Abend von Gontscharow. Uebersetzt von G. v. G.	683

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

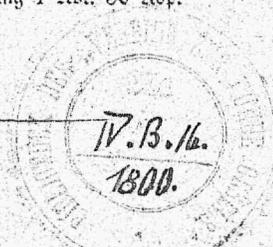
No 1659

Reval, 1893.

In Commission bei **J. Kluge.**

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.



Ausgegeben den 15. Januar 1894.

Abonnements = Einladung.

Um Störungen in der regelmäßigen Zusendung der Hefte zu vermeiden, werden die geehrten Leser der

„**Baltischen Monatschrift**“
gebeten, das Abonnement für den Jahrgang 1894
möglichst bald zu erneuern.

Der Abonnementspreis beträgt 6 Rbl. 50 Kop., mit Zustellung
durch die Post 7 Rbl. 50 Kop. für den Jahrgang.

Abonnements

nehmen sämtliche Buchhandlungen entgegen.

Verlag von N. Kymmel's Buchhandlung in Riga.

Rigascher Hausfrauen-Kalender

1894.

(IV. Jahrgang.)

Herausgegeben von Frau M. von Redelien.

Preis eleg. cart. 60 Kop.

INHALT.

Das russische Kaiserhaus. Widmung. Der Zweikampf, Skizze von Bertha von Suttner. Eine Bildungsfrage von J. Norlen. Où est la femme? von J. Veritas. Frauenarbeit von F. v. Borke. Moderne Zimmereinrichtungen von O. v. Sydow. Gesundheitspflege in Haus und Familie von M. v. Stein. Prolog zum Gesellschaftsabend von v. A. Welche von Beiden? Soloscene von Alexander Freitag-Loringhoven. Eine spiritistische Vorstellung. Lebende Bilder. I. Das Punschlied. II. Fortuna und die Genien der Freude. III. Der Blumen Rache. Humoristisches. Aus der Kinderstube. Kindermund. Räthsel-Ecke. Auflösung der vorigjährigen Räthsel. Monatsrundschaue der hauswirthschaftlichen Arbeiten. Bewirthung zum Gesellschaftsabend. Vorarbeiten und Berechnung der Kosten. Hauswirthschaftliche Vorbereitungen zum Osterfeste. Weihnachtsgebäck. Tabelle über den Nährwerth der Speisen. Post-Tarif. Depeschen-Tarif. Wäsche-Zettel. Wäsche-Inventarium. Küchen-Inventarium. Bemerkungen über dem Dienstpersonal übergebene Essbestecke und Glaswaaren. Notizen über zerschlagene oder verlorne Geschirre. Adressen von Hausarbeitern. Notizen über Adressen von Schneiderinnen, Nähterinnen etc. Dienstbotenverzeichnis. Notizen über Daten von Geburts- und Namenstagen etc. Alphabetisches Verzeichniss der Namenstage.

Haushaltungsbuch für 1894. (IX. Jahrgang.)

Ausgabe A.:

Ausgabe B.:

Ausgabe C.:

Für jeden Haushalt. Für den Hausherrn. Für die Hausfrau.

Preis jeder Ausgabe im eleg. Einbände 1 Rubel.



Zur Frauenfrage im Allgemeinen und bei uns.

Es kann nicht unsere Absicht sein das umfassende Thema der Frauenfrage auf den folgenden Blättern irgendwie erschöpfend zu behandeln. Wir geben nur eine Skizze des Entwicklungsganges der Emancipationsbestrebungen und kurze Andeutungen über die Sache selbst, an die wir einige Bemerkungen über die in letzter Zeit auch bei uns so lebhaft verhandelte Frage schließen.

I.

Eine eigentliche Frauenfrage giebt es erst in unserem Jahrhundert, aber die Frauenemancipationsbestrebungen gehen bis auf die französische Revolution zurück. Eine Nachbildung der Erklärung der Menschenrechte war die Erklärung der Frauenrechte von Olympia de Gouges, an die sich eine Petition um Egalität zwischen Mann und Weib, welche der Nationalversammlung 1789 übergeben wurde, angeschlossen. Welche bedeutende Rolle mehrere Frauen in der Revolution gespielt haben, wie z. B. Madame Roland und die Amazone Theroigne de Mericourt ist bekannt. Merkwürdiger Weise wollte aber der Convent während der Schreckensherrschaft nichts von einer Einmischung der Frauen in die Politik wissen und erließ dagegen strenge Bestimmungen. Gewiß nicht ohne Einwirkung der von Frankreich aus sich verbreitenden radicalen Ideen sind dann fast gleichzeitig in Deutschland und in England, dort von einem Manne, hier von einer Frau die beiden ersten Schriften über Frauenemancipation veröffentlicht worden. Der Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, der tiefsinnige und geniale Theodor v. Hippel, ließ 1792 sein Buch über „Die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ erscheinen. Diese gedankenreiche Schrift enthält neben treffenden Wahrheiten und anregenden Auseinandersetzungen die paradoxesten Sätze und die radicalsten Forderungen. Fast alles, was von den späteren Vor-

kämpferinnen der Frauenemancipation aufgestellt und verlangt worden ist, findet sich schon bei Hippel, nur geistreicher und besser gesagt. Hätten die modernen Schwärmerinnen für Frauenrechte und Gleichstellung der Frauen mit den Männern in Staat und Gesellschaft etwas mehr Kenntniß von der früheren Literatur, so könnten sie sich auf Hippels Autorität berufen und seine Aussprüche geltend machen. Man weiß freilich beim Lesen dieses originellen Buches oft nicht, wie weit es dem Verfasser ernst ist und wann er uns nur ein Spiel geistreicher Gedanken darbietet. Ganz anderer Art ist das Buch der Miß Mary Wollstonecraft „Rettung der Rechte des Weibes“, das auch 1792 in London ans Licht trat und damals in England ungeheures Aufsehen machte, auch ins Deutsche und Französische übersetzt wurde. Es ist mit leidenschaftlicher Festigkeit geschrieben, declamatorisch und weitschweifig, an Geist mit Hippel nicht zu vergleichen. Hier finden sich schon alle die Schlagworte der späteren Sprecherinnen für die Frauenrechte, da ist von der Tyrannei der Männer, von der Sklaverei der Frauen die Rede, die Unterscheidung der Geschlechter erscheint ihr als etwas Willkürliches, sie findet die Stellung der Frauen als „hübsche Hausthiere“ empörend. Aber ihre praktischen Forderungen sind doch keineswegs sehr radical und zum Theil gegenwärtig in England selbst befriedigt. Eine ihrer Hauptforderungen ist, daß Mädchen und Knaben gemeinsam und ganz gleichartig in öffentlichen Anstalten erzogen werden sollen, also etwas, was in Finnland jetzt verwirklicht und uns so dringend zur Nachahmung empfohlen worden ist. Miß Wollstonecraft wurde damals in England wie eine Verworfenene betrachtet und war infolge ihres Buches von der guten Gesellschaft völlig ausgeschlossen. Ihre Emancipationsbestrebungen endeten damit, daß sie einen freisinnigen Mr. Godwin heirathete; die Ehe ist aber keine glückliche gewesen. Praktische Bestrebungen zur bürgerlichen Gleichstellung der Frauen und Erweiterung ihrer Rechte hat es in Deutschland während der classischen und romantischen Literaturperiode nicht gegeben. Die Frauen haben in jener Zeit großen Einfluß ausgeübt, sie sind vielfach der anregende und belebende Mittelpunkt literarischer und später selbst politischer Kreise gewesen, einzelne von ihnen haben bei der damaligen Lockerung der sittlichen und Familienverhältnisse die Schranken der Sitte und der Zucht überschritten. Aber auch diese emancipirten sich nur für ihre Person von der überlieferten Ordnung, allgemeine Principien aufzustellen lag ihnen fern. Schillers Worte hatten damals volle Geltung: „Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib. Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie“. Erst in Frankreich begann nach der Julirevolution von 1830 wieder eine sehr entschiedene und intensive Emancipationsbewegung, die dann auch nach anderen Ländern hin sich ausbreitete. Es ist bekannt, daß an der Spitze dieser Bewegung George

Sand stand, eine Frau, deren geniale Begabung und bedeutendes dichterisches Talent auch die nicht in Abrede stellen werden, welche die Tendenzen ihrer Schriften und ihre Bestrebungen für verwerflich halten. Der St. Simonismus war von nicht geringem Einflusse auf sie und die Frauenemancipationsbewegung in Frankreich überhaupt. Auch in Deutschland fanden die Theorien George Sands in manchen Kreisen großen Anklang und nach Abstreifung mancher sittlich bedenklicher Elemente gewannen die von ihr aufgestellten Theorien eifrige Verfechterinnen. In England nahm nach einigen weniger bedeutenden Vorgängern, wie Lady Morgan in ihrem Buche „das Weib und ihr Herr“ der Philosoph Stuart Mill den Kampf für die völlige Emancipation und Gleichstellung der Frauen mit Nachdruck wieder auf und führte ihn bis zu seinem Tode unermüdet fort. Sein berühmtes Buch „Die Hörigkeit der Frau“ enthält die Summe aller Beschwerden und Forderungen, welche von den Vertheidigerinnen der Gleichstellung der Frauen mit den Männern aufgestellt werden, und ist mit Klarheit und logischer Schärfe geschrieben. Die darin ausgesprochenen Gedanken sind dann unzählige Male popularisirt und wiederholt worden, ohne Hinzufügung neuer Gesichtspunkte. Die radicalen französischen Frauenemancipationsbestrebungen haben besonders in Nord-Amerika große Verbreitung gefunden und bei der dort herrschenden unbeschränkten Freiheit der Bewegung zu den mannigfachsten und seltsamsten Versuchen, die aufgestellten Theorien praktisch zu verwirklichen, geführt. Da ist in einzelnen Kreisen die freie Liebe und freie Scheidung rückhaltlos proclamirt worden, von Frauencongressen sind die Frauenrechte energisch reclamirt worden, es sind Dichterinnen der Frauenemancipation wie Lizzie Doten und Prophetinnen und Seherinnen, welche die beginnende neue Aera des Weibes verkündigen, aufgestanden. Bei den letzteren mischen sich Schwärmerei und Radicalismus. So lehrte Elisabeth Denton: Das Weib ist auf der Stufenleiter der Natur die Staffel über den Mann hinaus zum Engel. Zur Arbeit ist der Mann bestimmt, das Weib zur Seherin und Prophetin; sie sind nicht gleich, nein, sie ist die ungleich überlegene. Mann und Weib verhalten sich zu einander, wie Caliban und Miranda in Shakespeares Sturm. Aehnlich hat sich Elisabeth Farnham ausgesprochen. Das ist doch einmal unumwunden geredet und läßt die Declamationen der europäischen Frauenvorkämpferinnen weit hinter sich. Aber auch auf dem praktischen Gebiete hat die Frauenbewegung in Amerika bedeutende Resultate erzielt. Es sind Damenuniversitäten gegründet worden, es giebt nicht nur hunderte von Ärztinnen, sondern auch mehrere Advocatinnen und selbst Friedensrichterinnen, es sind sogar einzelne Predigerinnen bei verschiedenen Secten vorgekommen und kommen noch jetzt vor. Auch als Journalistinnen sind viele Frauen in Amerika aufgetreten, es sind besondere Zeitschriften im Interesse

der Frauenemancipation gegründet worden, deren Inhalt aber meist derartig ist, daß er nur Widerwillen und Abscheu erwecken kann. Nord-Amerika wird wohl noch lange das classische Land der radicalen Frauenemancipation bleiben.

Neben diesen mehr oder weniger radicalen Frauenemancipationsbestrebungen hat sich in England, Deutschland und anderen Ländern Europas im Laufe des letzten Menschenalters eine wirthschaftliche Frauenfrage herausgebildet, die von jener Bewegung wohl zu unterscheiden ist. Die immer wachsende Bevölkerung, namentlich in Deutschland, die immer steigende Schwierigkeit für den jungen Mann eine Stellung zu erlangen, welche ihm ermöglicht, zu heirathen und eine Familie zu begründen, die stets feiner und allseitiger ausgebildete Maschinentchnik, durch welche früher nothwendige Handarbeit überflüssig gemacht wird, die ungeheure Concurrrenz auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens, endlich der nicht unbedeutende Ueberschuß weiblicher Kinder über die männlichen — alle diese und noch viele andere hier nicht weiter zu erörternde Umstände machen die Lage einer außerordentlich großen Zahl von Mädchen und Frauen in der Gegenwart zu einer äußerst schwierigen. Unzähligen von ihnen bleibt das Glück der Ehe und Familie und damit der eigentliche und naturgemäße Beruf der Frau völlig versagt, die ungeheure Menge von Bewerberinnen gewährt nur einer kleinen Minderheit die Möglichkeit als Lehrerinnen, Erzieherinnen und Gouvernanten einen Lebensberuf zu finden; noch kleiner ist die Zahl derer, welche als Schriftstellerinnen oder sonst wie literarisch ihren Lebensunterhalt zu gewinnen vermögen. Für die große Mehrzahl bleibt dann noch die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit übrig. Aber auch da ist das Angebot gering im Verhältniß zu der ungeheuren Nachfrage und so geschieht es denn, daß viele weibliche Existenzen elend untergehen und sittlich verkommen. Diese Thatsachen haben die ernste Aufmerksamkeit einsichtiger Männer und Frauen längst auf sich gezogen, und nicht ohne schwere Sorge sieht man in vielen Kreisen der Zukunft entgegen und betrachtet es als eine der dringendsten Aufgaben der Gesellschaft wie des Staates, Mittel zur Abhilfe dieses Nothstandes, Wege zu einer einigermaßen befriedigenden Lösung der wirthschaftlichen Frauenfrage zu finden. Gelingt das nicht, so droht dem Volksleben in seinem innersten Kerne schwere und große Gefahr. An Versuchen aller Art, an Vereinen, an Vorschlägen von Berufenen und noch mehr Unberufenen, an den mannigfaltigsten Recepten fehlt es nicht, aber man kann leider nicht sagen, daß es bisher gelungen ist, die rechten Mittel zu entdecken. Es liegt in der Natur der Sache, daß es vorzugsweise Frauen sind, welche in dieser Frage das Wort ergriffen und ihre Reformpläne entwickelt haben. Die Schriftstellerinnen über die Frauenfrage verfallen aber dabei meist in zwei Fehler, die der von ihnen vertretenen Sache nur schaden können. Erstens lassen sie

sich immer wieder verleiten diese oder jene Theorien der Frauenemancipation sich anzueignen, von Frauenrechten, von Gleichstellung der Frauen mit den Männern, von gleicher Ausbildung der Jugend beider Geschlechter zu reden und für eine Reform und Erweiterung der wissenschaftlichen Bildung der Mädchen Propaganda zu machen. Durch diese Verquickung vager und geradezu falscher Ansichten und Lehren mit der Erörterung und Darlegung wirklicher Bedürfnisse und Nothstände verursachen sie große Verwirrung in den weiblichen Köpfen und discreditiren die von ihnen verfochtene Sache in den Augen ernst Denkender nur zu sehr. Noch schlimmer verfahren diejenigen Agitatorinnen, welche eine Besserung der Lage der Frauen durch die Aneignung demokratischer und socialdemokratischer Ideen und Theorien zu bewirken meinen und die Loslösung von Religion und Sitte als Heilmittel proclamiren, denn da sind die Rettungsmittel noch schlimmer als die Krankheit. Zweitens verfehlen die Anwaltinnen der Frauen es darin, daß sie regelmäßig die Lösung der Frauenfrage darin suchen, daß sie viele bisher nur den Männern geöffnete Gebiete des Lebens auch den Frauen zugänglich machen wollen. Sie übersehen dabei, daß dadurch nur die Form der Concurrenz verändert würde und daß die alten Mißstände in neuer Gestalt wieder aufstehen würden. Es giebt unzweifelhaft einzelne praktische Berufszweige, in denen die Frau ebenso gut thätig sein kann wie der Mann und diese sind in den meisten Ländern Europas gegenwärtig den Frauen auch schon erschlossen. Aber noch weiter gehen und im Interesse der Frauen die Männer auf den meisten ihnen bisher ausschließlich eigenen Berufs- und Erwerbsgebieten zum Concurrenzkampf nöthigen wollen, ist gänzlich verkehrt und verfehlt das Ziel. Denn gelänge es diese Forderung durchzusetzen und die Männer auf ein immer engeres ihnen ausschließlich zustehendes Gebiet zu beschränken, so würde für die Frauen die Möglichkeit zu ihrem wahren Berufe als Gattin und Mutter in der Familie zu gelangen noch geringer werden. Aber was noch viel schlimmer wäre, die Frauen würden in diesem wilden und rücksichtslosen Concurrenzkampf die schwerste Schädigung an ihrem eigentlichen Wesen erleiden. Die feine und edle Weiblichkeit, diese wesentlichste Eigenschaft der wahren Frau, müßte dabei gänzlich verloren gehen und statt dessen würde sich eine Gattung derber Mannweiber herausbilden. Auch sollten die eifrigen Propagandistinnen für völlige Gleichstellung der Frauen mit den Männern und die Auserinnen nach Beseitigung aller bisher in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben für die Frauen bestehenden Schranken es sich klar machen, daß die Frauen dann auch auf alle die hundertfachen Rücksichten und gesellschaftlichen Vorrechte, auf alle die ritterlichen Dienste, welche sie jetzt als selbstverständlich erwarten und in Anspruch nehmen und die kein echter Mann bisher einer Frau versagt hat, verzichten

müßten. Denn auf alle Thätigkeit und alle Berufsarten der Männer vollen Anspruch erheben und sich den Männern ganz gleich stellen, dabei aber zugleich noch weiter die zarte Rücksichtnahme und Schonung, auf welche die Frauen als das schwächere Geschlecht bisher Anspruch machen konnten, auch dann noch für sich verlangen, das ist ein Widerspruch in sich. Die radicalen Emancipirten thun das letztere denn auch gar nicht und sind darin consequent, aber sie sind dafür auch für jeden natürlich empfindenden Menschen eine abstoßende Erscheinung.

Ueber die modernen Frauenemancipationsbestrebungen und über den Anspruch der Frauen auf völlige Gleichstellung mit den Männern finden sich vortreffliche Bemerkungen in der überhaupt sehr beachtenswerthen kleinen Schrift des berühmten Nationalökonomten Lorenz v. Stein: „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie“, welche zuerst 1875 erschienen ist. Sie verdient von allen, welche sich für die Frauenfrage interessieren, gelesen zu werden, besonders aber empfehlen wir sie unseren baltischen Eifererinnen für die Frauenrechte zur Beherzigung. Wir können es uns nicht versagen einige Aeußerungen Steins, der, wenn einer, doch gewiß einen „nationalökonomischen Gesichtspunkt“ hat, hier anzuführen: „Die Frau will kein Mann sein, aber sie will das sein, was der Mann nicht sein kann. — Wenn alle dasselbe wären und alle Kräfte dasselbe thäten, so stände das Leben bei seinem Beginne an seinem Ende; der Unterschied ist die ewige Quelle alles Lebendigen. — Von was will eigentlich diese Emancipation noch jetzt emancipiren? alle Berufe sind der Frau zugänglich und sollen es sein, mit Ausnahme derer, bei denen durch die strenge Erfüllung des Berufes selbst der wahre Beruf der Frau, die Ehe, unmöglich wird. In dem Zustande unserer Gesellschaft ist die Emancipation ihrem wahren Wesen nach die *N e g a t i o n* d e r *E h e*. — So wie die Frau sich nicht mehr mit ihrem specifischen Berufe, der Häuslichkeit, beschäftigt, so ist sie eigentlich keine Frau mehr.“ Diese klaren und scharfen Worte des Meisters auf dem Gebiete der Volkswirthschaft sollten die Kämpferinnen für die Frauenrechte doch etwas nachdenklich machen. Denn immer wiederholten Versicherungen, wenn erst die Frauen und die Männer gleich ständen, dann würden jene auf allen Gebieten beweisen, daß sie nicht nur dasselbe wie die Männer, sondern noch Vorzüglicheres zu leisten vermöchten, muß man stets von Neuem mit Nachdruck die Erfahrung der Jahrhunderte auf den geistigen Gebieten entgegenhalten, auf welchen die Frauen jederzeit freien Spielraum für die Entfaltung ihrer Kräfte gehabt haben. Wie viele Hunderte von Frauen haben sich mit der Kunst beschäftigt, aber wo ist eine, die etwas geschaffen hat, das unvergänglich ist? Unzählige Mädchen und Frauen haben Musik getrieben, aber wo ist eine, die etwas hervorgebracht, was auch nur

den Meistern zweiten Ranges sich an die Seite stellen ließe? Auf dem Felde der Poesie steht es etwas günstiger, aber man muß doch bei unparteiischer Erwägung sagen: Wenn man alles, was von Sappho bis auf Elisabeth Kulmann und Annette v. Droste-Hülshof, George Elliot und Currer Bell Dichterinnen im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben, aus der Geschichte der Literatur und Poesie auslöschte, so würde manches schöne Gedicht, manches treffliche Werk fehlen, aber eine wesentliche Lücke in dem Entwicklungsgange der Poesie würde dadurch nicht entstehen. Man denke sich dagegen nicht einen der großen Genien, sondern Dichter zweiten Ranges, wie Lenau und Chamisso, wie Alfred de Musset und Wordsworth fort aus der Literatur, so wird man sogleich bemerken, welche fühlbare Lücke das gäbe. So zeigt sich überall dasselbe Resultat. Wir beobachten an den Frauen zu allen Zeiten das tiefste und wahrste Empfinden und oft die feinste und lebendigste Auffassung, nicht selten ausgezeichnetes Talent, aber der eigentliche schöpferische Geist, die schaffende Kraft des Genies ist ihnen naturgemäß versagt. Wozu bedürfen sie dessen auch? In der Anmuth ihres Wesens und der Schönheit ihrer Seele stellt die Frau sich selbst als das vollkommenste Kunstwerk dar und das zarte und tiefe Empfinden, der ideale Sinn, die Selbstlosigkeit und Liebeskraft, die sich in dem echt weiblichen Wesen so oft verkörpern, sind in ihrer harmonischen Verbindung herrlicher als das schönste Gedicht.

Die großen Herrscherinnen, die uns in der Geschichte entgentreten, sprechen nur scheinbar gegen unsere Auffassung. Denn keine von ihnen hat, so weit das klare Licht der Vergangenheit sie uns zeigt, der männlichen Stütze entbehren können; erfahrene Rathgeber, Günstlinge, kluge Staatsmänner haben immer auf ihre Regierungshandlungen bestimmend eingewirkt und in Momenten schwerer Entscheidung haben die Herrscherinnen fast ausnahmslos Anlehnung bei der starken Kraft eines Mannes gesucht.

Noch Manches ließe sich gegen das Phantom der erstrebten Gleichstellung von Mann und Frau geltend machen. Doch wir brechen ab und wollen nicht länger zögern, uns dem zweiten Theile unserer Betrachtung zuzuwenden.

II.

Giebt es auch eine baltische Frauenfrage? Soll man nach den zahlreichen Artikeln, welche seit bald zwei Jahren bei uns veröffentlicht worden sind, urtheilen, so kann daran nicht der mindeste Zweifel sein. Von mehr praktischen Vorschlägen ausgehend sind die Forderungen der schreibenden Damen immer radicaler und immer weitergehender geworden und zuletzt ist

diese literarische Bewegung zum Verlangen voller Emancipation des unterdrückten weiblichen Geschlechts vorgeschritten. Neues und für unsere Verhältnisse Passendes haben wir dabei nicht erfahren, wohl aber die alten bekannten Tiraden über die Tyrannei der Männer, über die jahrtausend alte Unterdrückung der Frauen, über ihre geistige Ueberlegenheit, über ihr Recht, völlige Gleichstellung zu verlangen, verbunden zugleich mit der Versicherung, daß die Frauen die Männer auf allen Gebieten sehr bald überflügeln würden, in den mannigfachsten Variationen vernommen. Wenn Selbstzufriedenheit, Unzugänglichkeit für alle Gegengründe und stete Wiederholung derselben Ansichten die Bürgschaft des Sieges gäben, dann würden diese Auseinandersetzungen sicherlich unwiderleglich gewesen sein. Da sich fast kein Widerspruch erhob, konnte es scheinen, daß die Sprecherinnen ihre zornigen Monologe wirklich im Namen der baltischen Frauen oder wenigstens der Mehrzahl von ihnen so unermülich vortrugen, daß sie mit Recht das Panier einer baltischen Frauenfrage entrollt haben. Und doch konnte das Niemand im Ernst glauben, der mit unseren gesellschaftlichen Verhältnissen einigermaßen bekannt und vertraut ist. Aber warum schwiegen die baltischen Frauen, warum protestirten sie nicht gegen die in ihrem Namen und für sie vorgebrachte Reclamation der Frauenrechte, warum legten sie nicht nachdrücklich Verwahrung ein gegen das von ihrem Wesen und ihrer Beschaffenheit entworfene Zerrbild? Es ist zu bedauern, daß keine von ihnen zur Feder gegriffen hat, um in kurzen Worten auf die ihnen gemachten Vorwürfe zu antworten. Aber wer da weiß, welche Abneigung die baltischen Frauen ganz allgemein dagegen empfinden, persönlich in die Oeffentlichkeit hinaus zu treten, wird sich nicht darüber wundern und auch nicht wünschen, daß dieser Zug echter Weiblichkeit bei uns schwände. Den Nachtheil hatte nun freilich dieses Schweigen, daß daraus Zustimmung zu den Ansichten und Kritiken der wortführenden Verfechterinnen der Frauenrechte gefolgert werden konnte und gefolgert worden ist. Und doch war das, wie man überall hören konnte, keineswegs der Fall, war und ist diese mit so viel Geräusch in Scene gesetzte Agitation nicht einem wirklich allgemeinen Bedürfnisse entsprungen, sondern nur der Ausdruck der Stimmungen und Anschauungen einiger Wenigen. Alle diese Theorien über Frauenrechte und über Frauenemancipation sind bei uns, das muß immer von Neuem gesagt werden, bloß importirte Waare. Wir in unserem entlegenen Winkel können es niemals als unsere Aufgabe betrachten, Probleme und Fragen, welche die Welt anderswo beschäftigen, bei uns zu lösen; für uns giebt es nur eine Aufgabe: unsere Eigenart zu bewahren und zu erhalten. Wenn uns das Beispiel Norwegens, Finnlands, Rumäniens und Nord-Amerikas zur Nachahmung vorgehalten wird, so haben wir dafür nur ein gleichmüthiges Achselzucken;

in unserem conservativen Lande ist für vage Experimente kein Raum und kein Interesse. Eine Frauenfrage in dem Sinne, wie sie in den meisten Ländern Europas besorgnißerregend existirt, giebt es bei uns gar nicht. Nur insofern könnte man von einer Frauenfrage bei uns sprechen, als die Aussicht auf eine angemessene Lebensstellung für die Töchter unseres gebildeten Mittelstandes eine schwierigere geworden ist, denn früher. Aber sind die Aussichten für die Söhne dieser Gesellschaftsklasse schon gegenwärtig und noch mehr in Zukunft nicht noch viel ungünstiger und dunkler? Der Grund davon liegt in der Umgestaltung unserer Verhältnisse, deren Rückwirkung sich überall fühlbar macht. Die bisherige einseitige Gouvernantenbildung der Töchter unseres Mittelstandes wird nothwendig eine Umwandlung erfahren müssen und in der Nothwendigkeit neue Wege des Erwerbes und Berufes zu suchen, liegt allerdings ein Stück wirthschaftlicher Frauenfrage auch für uns. Nur darf man das Mittel zu ihrer Lösung selbstverständlich nicht darin suchen, daß man den Frauen Berufsgebiete eröffnet, die bisher nur Männern zustehen, denn dadurch würde für diese der ohnehin schon nicht leichte Existenzkampf noch mehr erschwert werden. Es wird vielmehr gewerbliche und industrielle Ausbildung für eine große Zahl der Töchter auch des gebildeten Mittelstandes immer mehr eine Nothwendigkeit werden. Wir sehen darin nicht nur kein Unglück, sondern würden ein immer häufigeres Betreten dieses Weges als eine erfreuliche Neuerung begrüßen. Eine wirkliche Bildung der Mädchen ließe sich damit sehr wohl vereinigen, wenn es auch nicht die bisherige Gouvernantenbildung ist. Von dieser denken wir im Allgemeinen gering, wie wir uns überhaupt zu der in der Gegenwart so allgemein herrschenden Ueberschätzung der intellectuellen Bildung sehr skeptisch verhalten. Wir kennen eine nicht geringe Anzahl von Lehrerinnen und Erzieherinnen, welche ihres Berufes mit Treue und Hingebung warten und sich in stiller Arbeit große Verdienste um die heranwachsende Generation unseres Landes erworben haben und erwerben. Von diesen hat uns aber mehr als eine erklärt, daß das von der Schule mitgebrachte Wissen ihr nur wenig bei ihrem Berufe genügt habe, daß sie das Beste dem Leben und der Erfahrung verdanke. Andererseits ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß ein großer, ja vielleicht der größere Theil derer, die das Gouvernantendiplom erlangt haben, sehr wenig dazu geeignet ist, den schweren und ernstern Beruf der Erziehung wirklich zu erfüllen. Man vergißt es immer wieder, daß viel gelernt haben nicht Wissen und daß Wissen nicht Bildung ist. Eine Frau im Besitze der gelehrtesten Kenntnisse ist ohne wahre Herzensbildung eine abstoßende Erscheinung. Dagegen ist eine Frau, die einen aufgeschlossenen Sinn und wahres Verständniß für alles Schöne und Große in Kunst und Poesie hat und es auf ihre Seele wirken läßt, wahrhaft

gebildet, mag sie auch von Physik und Geometrie nichts wissen und den peloponnesischen Krieg ebenso wie die Kämpfe der weißen und rothen Rose gänzlich vergessen haben.

Berkehrte und falsche Richtungen zu bekämpfen ist nicht angenehm und entspricht nicht Jedermanns Neigung, weil gewöhnlich unerquickliche Fehden die Folge davon sind. Dennoch darf der Widerspruch nicht unterbleiben, weil die Wahrheit es fordert. So hat es denn auch T. H. M e a n d e r für seine Pflicht gehalten, gegen die Sprecherinnen für die Frauenrechte und wider ihre Anklagen der baltischen Frauen das Wort zu ergreifen in seiner Schrift: „Zur Schutz der baltischen Frauen“, von der vor Kurzem die zweite Auflage erschienen ist. Er hat im Interesse unserer Heimath geschrieben und wir freuen uns, daß er es mit soviel Ernst, Klarheit und Entschiedenheit gethan hat. Daß er die Vertreterinnen der Frauenfrage unumwunden bekämpft, erforderte der Zweck seiner Schrift und daß er sich dabei nicht selten sarkastischen Spottes bedient, findet in dem immer selbstbewußteren Auftreten der Gegnerinnen und ihren immer radicaleren Aeußerungen seine Erklärung. Wir können übrigens nicht finden, daß er die Grenze des Zulässigen und Erlaubten überschritten habe und halten es für ganz natürlich, daß der Ausdruck in einer polemischen Schrift, zumal bei der Vertheidigung einer Sache, die einem am Herzen liegt, lebhafter ist als bei einer Abhandlung über gleichgiltige Dinge. Jedenfalls weht uns aus Meanders Schrift eine warme Liebe zu unserem Lande entgegen und es spricht aus ihr eine herzliche Hochschätzung und Verehrung der baltischen Frauen; diesen Eindruck wird sie auf jeden Unbefangenen machen. Näher auf den Inhalt der kleinen Schrift einzugehen, halten wir für überflüssig, da wir ihre Kenntniß bei unseren Lesern voraussetzen können. Meander hat seinen Zweck, vor Irrwegen zu warnen, verkehrten Tendenzen entgegen zu treten und die baltischen Frauen gegen unberechtigte Anklagen zu vertheidigen erreicht, das lehrt sowohl die Zustimmung, die er gefunden als der Widerspruch, der gegen ihn erhoben worden ist. Baltische Frauen haben ihm öffentlich ihren Dank für seine Schrift ausgesprochen und von nicht wenigen Frauen haben wir Freude über sein Auftreten und Zustimmung zu dem, was er sagt, gehört. Daß seine Schrift bei den Vorkämpferinnen der Frauenrechte eine sehr unfreundliche Aufnahme finden werde, hat er wohl selbst erwartet. Wenn eine derselben ihren ganzen Grimm in heftigen Ausdrücken über ihn ausgeschüttet hat, so hat das nicht viel zu bedeuten. Hat doch nach alter deutscher Rechtsgewohnheit der Verurtheilte die Freiheit, den Richter zu schelten und mit Vorwürfen zu überhäufen. Es sind dann ferner zwei freiwillige Kämpen gegen Meander zu Felde gezogen. Des Herrn Doctors der Philosophie Stellmacher Expectorationen, die in der

Düna-Zeitung¹ Aufnahme gefunden haben, zeichnen sich durch eine derartige Gedankenarmuth und einen solchen Mangel an gewöhnlichem literärischen Anstande aus, daß sie kaum der Erwähnung werth sind. Auch die Antwort auf Neanders Schrift von einem Kurländer ist sehr schwach und unbedeutend. Sie charakterisirt sich durch eine außerordentliche Confusion der Gedanken und große Unklarheit der Begriffe, sowie durch eine mehr als gewöhnliche, oft groteske Phrasenhaftigkeit. Man kommt nach ihrer Lectüre auf die Vermuthung, daß entweder eine Frau, welche bisher nicht die geringste Uebung im Schreiben gehabt, oder ein junger unerfahrener Mensch, der sich die literärischen Sporen verdienen will, der Verfasser ist. Zur Sache Gehöriges enthält diese Antwort gar nichts. Denn die Bestrebungen des Lettevereins in Berlin und die Lage der deutschen Gouvernanten in Paris haben mit der baltischen Frauenfrage absolut nichts zu thun. Von der Pressfreiheit in Deutschland muß der Autor nur sehr dunkle Vorstellungen haben, wenn er meint, Neander würde es dort nicht gewagt haben gegen einen Verein, der unter dem Protectorat der Kronprinzessin Victoria (die übrigens längst Kaiserin Friedrich ist) oder gar gegen die Protectorin selbst zu schreiben. Der gute Verfasser weiß also nicht, daß man in Deutschland gegen alles schreiben kann, wenn man nur die richtige Einkleidung zu finden weiß. Originell ist auch die Behauptung, die Vertreterinnen der Frauenfrage hätten dieselbe wissenschaftlich behandelt — in ihren Zeitungsartikeln! Sonst findet sich in der Antwort eine Fülle persönlicher Invectiven, die dem Verfasser nicht zu besonderer Ehre gereichen. Welcher Abstand zwischen diesen formlosen, unzusammenhängenden Declamationen und Neanders klarer und formgewandter Darstellung! Schriften wie diese können die von ihnen vertheidigte Sache nur compromittiren und sind ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß man besser thut zu schweigen, wenn man nichts Ordentliches zu antworten weiß. Vielleicht läßt diese Schwäche der Entgegnungen darauf schließen, daß der Eifer der Schreiberinnen für Gleichberechtigung der Frauen einigermaßen erschöpft ist. Das würden wir mit der größten Freude und Genugthuung begrüßen.

Wir wollen nun noch einige Einwendungen berühren, die man Neander theils öffentlich gemacht, theils bei mündlicher Discussion gegen ihn vorgebracht hat. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die Schrift: „Eine Frau“ in den Kreis seiner Erörterungen gezogen habe, da sie mit der baltischen Frauenfrage nichts zu thun habe. Dieser Vorwurf scheint

¹ Die „Düna-Zeitung“ ist ein seit sechs Jahren in Riga erscheinendes Tageblatt, welches Anfangs auf einer Stufe mit dem „Riškij Vestnik“ stand, darauf in andere Hände überging und seitdem die ehemalige „Rigasche Zeitung“ ersetzen möchte. Das Blatt entbehrt einer einheitlichen Leitung mit festem Standpunkt.

uns unberechtigt zu sein, denn durch die in jenem Buche ausgesprochenen Ansichten und Lehren über das Verhältniß von Mann und Frau, sowie über die Ehe ist es ein Beitrag zur Theorie der Frauenemancipation und seine Kritik gehörte daher mit Fug und Recht in eine Schrift, die sich eine Bekämpfung dieser Bestrebungen bei uns zur Aufgabe macht. Neander hat ja auch durchaus nicht alle von ihm bekämpften Frauenschriftstellerinnen für die Aeußerungen jeder einzelnen von ihnen verantwortlich gemacht; er hebt es ausdrücklich hervor, daß nicht alle den gleichen Standpunkt einnehmen, daß er aber die Gelegenheit wahrgenommen, vor den in der angeführten Schrift so geschickt vorgetragenen Irrlehren eindringlich zu warnen, verdient jedenfalls Anerkennung. Man hat ferner an seiner Schrift ausgesetzt, daß sich in ihr nur wenig positive Vorschläge fänden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß ein näheres Eingehen auf die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage wohl wünschenswerth gewesen wäre und dies um so mehr als wir, wie schon bemerkt, in dem Hinweise darauf den einzigen berechtigten Kern der agitatorischen Bewegung, der in den Zeitungsartikeln freilich von dichtem Unkraut überwuchert war, erkennen. Doch der defensive Charakter von Neanders Schrift sowie ihre vorzugsweise ethisch-ideale Tendenz erklären es, daß diese Seite der Frage zurücktritt; an Andeutungen dieser Richtung fehlt es übrigens in ihr nicht. Und was haben denn die Eifererinnen für die Umwandlung und Besserung der Frauenverhältnisse bei uns an positiven Vorschlägen gebracht? Die Einsetzung einer Damenbehörde, die Wahl einer Delegirten zur Weltausstellung in Chicago, die Einführung von Samskolar, der Unterricht der Mädchen in den alten Sprachen u. dgl. m. — Alle diese Vorschläge wollen doch herzlich wenig bedeuten und würden auch, ausgeführt, sehr wenig an der Lage derjenigen ändern, in deren Interesse sie gemacht werden. Es ist eben nicht leicht praktisch ausführbare und wirklich förderliche Vorschläge zu machen, während sich über Nothstände und Bedürfnisse im Allgemeinen sehr viel sagen läßt. Man hat endlich gegen Neander bemerkt, er idealisire die baltischen Frauen zu sehr und stelle unsere Verhältnisse in zu rosigem Lichte dar. Es mag sein, daß die Tendenz und der Zweck seiner Schrift es mit sich gebracht haben, mehr die Licht- als die Schattenseiten der baltischen Frauen zu betonen und hervorzuheben; an den letzteren fehlt es wie bei allem Menschlichen natürlich nicht. Doch wir sind überzeugt, daß es wirksamer und eindringlicher als alle Kritik ist, den Menschen und namentlich den Frauen das ideale Bild ihres Wesens vorzuhalten, an dem sie sich spiegeln und das in sich zu verwirklichen sie ringen sollen. Der materielle und realistische Geist der Gegenwart ist auch auf die baltischen Frauen nicht ohne Einwirkung geblieben und der ideale Sinn wird besonders bei der jüngeren Generation vielfach vermißt. Aber noch immer sind die

baltischen Frauen in ihrer Gesamtheit die Trägerinnen edler Bildung und geistigen Lebens, noch immer ist echte Weiblichkeit ihr schönster Schmuck, noch können sie ruhig den Vergleich mit den Frauen jeder Gegend Deutschlands aufnehmen. Das Haus ist noch, wie allezeit bisher, die eigentliche Stätte ihres Wirkens und Schaffens und alle modernen Emancipationstheorien werden, davon sind wir überzeugt, wirkungslos bei ihnen verhallen.

Doch länger wollen wir die Geduld der Leser, die des Themas der Frauenfrage wahrscheinlich schon überdrüssig genug sind, nicht in Anspruch nehmen. Wir schließen mit den Versen Schillers, der kein „Minnesänger“, sondern einer der männlichsten Dichter aller Zeiten ist, Versen, in denen das Verhältniß von Frau und Mann den schönsten Ausdruck findet:

Überall weicht das Weib dem Manne, nur in dem Höchsten
Weicht dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.

W.





F r a u e n a r t .

Finst pries ich ächte Frauenart
Als mondscheinhaft und blumenzart
Und tauchte sehnsuchtsvoll hinein
In Lilienfeld und Mondenschein,
Da mir Dein jungfräulich Gemüth
Im Braut-Mai duftend war erblüht.

Dann gingen Jahre hin. Die Zeit
Verstrickte uns in Kampf und Leid,
Und sturmmüthwettert, blitzumloht
Stritt gegen uns des Lebens Noth;
Da galt es, fest und tapfer steh'n,
Nicht rückwärts in den Mondschein seh'n!
Doch dafür fand nach Sturm und Graus
Ich Sonnenlicht in meinem Haus,
Ein mildes, warmes, stetes Glüh'n,
Ein sommerkräftig reiches Blüh'n — :
Und treu und stark, nicht blumenzart,
Erfand ich ächte Frauenart.

Doch wenn der laute Tag verrann
Und still der Abend kam heran,
Die Kinder schlafen, wir allein
Im bleichen Anpeldämmerchein :

Dann steigt wohl noch in alter Pracht
Vor mir empor die Mondennacht —
Und wieder duftig-blumenzart
Empfind' ich ächte Frauenart!

Renatus.





Aus der baltischen Kunstgeschichte.

Die Geschichtswissenschaft aller Länder und Völker wird, weil nun einmal der Staat die höchste sittliche Organisation im Leben der Menschheit darstellt, in erster Linie immer den öffentlichen Institutionen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Aber ihrer hohen Aufgabe, die geistig-sittliche Entwicklung der Menschheit zu erforschen, kann sie nur in dem Maße gerecht werden, als sie bemüht ist, den ganzen Menschen in allen Lebensbethätigungen kennen zu lernen. In diesem Sinne muß es auch für die universalhistorische Betrachtung von Interesse sein zu erfahren, wie beispielsweise die menschlichen Wohnstätten zu den verschiedenen Zeiten beschaffen, beziehungsweise wie und durch welche Mittel sie verschönt und geschmückt waren. Was aber für das Große, Allgemeine Geltung hat, gilt nicht minder für die Theile, die das Ganze ausmachen.

Eine erfreuliche Thatsache ist es daher, daß neuerdings die baltische Geschichtsforschung auch andere Fragen, wie bloß die politischen oder etwa literarischen und biographischen, in einem größeren Umfang in den Kreis ihrer Studien hineinzuziehen begonnen hat. In den Museen der baltischen historischen Gesellschaften werden freilich seit lange bereits Grabalterthümer, Waffen und andere Geräthe aufbewahrt; sie sind auch beschrieben und abgebildet worden, ja man hat sie schon früh wissenschaftlich zu verwerthen gesucht. Doch stammten alle diese Gegenstände meist aus der prähistorischen Zeit, während man mit einer Inventarisirung und Bearbeitung der noch erhaltenen Kunstwerke des späteren Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte, wenn wir von einigen wenigen Vorarbeiten absehen, erst kürzlich den Anfang gemacht hat. Und da ist es gewiß bezeichnend, und andererseits besonders fruchtbringend gewesen, daß die Initiative hierzu von zwei Männern

ausgegangen zu sein scheint, welche nicht eigentlich Historiker sind, sondern eine polytechnische Vorbildung erhalten haben: ich meine die Herren Architekten *Reinh. Guleke* in Dorpat und *Dr. Wilh. Neumann* in Düna-
 burg. Ihre beiden hier in Betracht kommenden Publicationen, die über den „Dom zu Riga“ des Erstgenannten („Balt. Monatschr.“ Bd. XXXI) und der „Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Ehst- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ (Reval, Verlag von F. Kluge) des anderen, sind in den Jahren 1884 und 1887 an die Oeffentlichkeit getreten. In unserer baltischen Metropole wenigstens fanden sie einen um so empfänglicheren Boden, als die daselbst im Jahre 1883 stattgehabte culturhistorische Ausstellung auch in weiteren Kreisen das Interesse für die verschiedenartigsten Alterthümer geweckt hatte. Specieell die Arbeit Gulekes gab ein Jahr nach ihrem Erscheinen die Anregung zur Gründung des Rigaer „Dombauvereins“, der es sich zum Zweck machte, den Restaurationsarbeiten an dem größten mittelalterlichen kirchlichen Gebäude der Ostseeprovinzen (in monumentalem romanischem Stil) an die Hand zu gehen; und wie weit der Verein dieser Aufgabe mit wahrhaft anerkanntem Erfolg nachgekommen ist, werden diejenigen zu bestätigen nicht Anstand nehmen, denen sich die Gelegenheit geboten, den imposanten althehrwürdigen Bau und namentlich auch den jetzt in neuer Pracht wieder hergestellten „Domsgang“ in ihrem gegenwärtigen Zustande kennen zu lernen!

Um die Pflege und weitere Förderung der auch an anderen Orten rege gewordenen kunstgeschichtlichen Bestrebungen hat sich insbesondere die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“ ein hervorragendes Verdienst erworben: davon zeugen die stattlichen Räume ihres neuerbauten sogenannten „Dommuseums“ mit den so sehr vervollständigten Sammlungen mannigfaltigster Art, ferner die „Sitzungsberichte“ und die „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte“ der letzten acht Jahre und vor allem mehrere unter ihrer Regide erschienene kunsthistorische Werke, die sich zugleich ihrer ganzen Ausstattung nach als Prachtwerke ausnehmen, wie sie in der provinziellen Literatur einzig dastehen. Dem ersten derselben, in welchem *Dr. Wilh. Neumann* zu Anfang des Jahres 1892 in Wort und Bild „Das mittelalterliche Riga“ darstellte, haben sich in rascher Aufeinanderfolge drei Bände in Großfolio eines anderen und größeren Unternehmens angeschlossen, das nur Dank der Beihilfe der fünf anderen baltischen historisch-literarischen Gesellschaften zu Mitau, Dorpat, Reval, Arensburg und Fellin und der städtischen Corporationen und Standschaften in Riga und Reval hat ermöglicht werden können. Im Einzelnen hat *Anton Buchholz* die „Gold-

schmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland“ bearbeitet, Wilh. Neumann die „Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland“ und C. von Löwis of Menar „Die städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva“. Alle drei Bände tragen auf dem Titelblatt den Vermerk: „Rübeck 1892, Verlag von Johannes Möhring“. Die Firma, auch durch andere vorzügliche Leistungen in ihrem Fach bekannt, hat die zugehörigen Lichtdruckbilder geliefert und zwar nach photographischen Aufnahmen, welche von ihr selbst im Sommer 1891 in Liv- und Estland angefertigt worden sind. — Der Stoff aus den drei sich gut abgrenzenden Kunstgebieten ist so vertheilt, daß jeder Band ein für sich abgeschlossenes, selbständiges Ganze bildet. Ueber die Arbeit von Ant. Buchholz hat C. Mettig vor Jahresfrist in den Blättern dieser Zeitschrift ein Referat gebracht; es erübrigt, an dieser Stelle über den Inhalt der beiden anderen Bände zu berichten.

Dr. Neumanns „Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland“ bringen zunächst eine kurzgefaßte Abhandlung über den Kunstsinne der Altvordern, wie derselbe auf dem von ihm erörterten Gebiet sich darthut. Es ergibt sich, daß uns im Ganzen doch nur wenige Stücke der mittelalterlichen Holzplastik und Malerei erhalten sind. Denn was von den Hervorbringungen dieser Art den Bilderstürmen, den vernichtenden Bränden und den entsetzlichen Verheerungen der zahllosen Kriege entgangen ist, „wurde vielfach zu Ende des vorigen und anfangs unseres Jahrhunderts das Opfer verfehlter Kunstanschauung. Riga, die ehemalige Residenz der Erzbischöfe und lange Zeit hindurch Residenz des Meisters vom Deutschorden livländischen Zweiges, hat nur vereinzelte Reste von Altarschreinen aufzuweisen; auf der Insel Desel findet sich noch das Mittelstück eines Altarschreines in der Kirche zu Karmel; in Kurland hat sich nichts Derartiges erhalten; nur Reval, die Hauptstadt Estlands, bewahrt noch eine Anzahl von geschnitzten und gemalten Altären, die zu dem Besten gezählt zu werden verdienen, was der Norden zu jener Zeit auf dem Gebiete der Bildnerei und Malerei hervorgebracht hat. — Fast sämmtliche in den Ostseeprovinzen erhaltenen Werke dieser Art gehören der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts an“, sind aber nicht heimischen Ursprungs. „In den Ostseeprovinzen selbst“, schreibt der Verfasser, „fand die Kunst, vielleicht mit Ausnahme der Kunst der Gold- und Silberschmiede“ — doch muß hinzugefügt werden: jedenfalls auch mit Ausnahme der Dichtkunst und zum Theil der Baukunst — „nicht jene Vertretung durch tüchtige einheimische Meister, wie solche den Norden und den Süden Deutschlands durch ihre Schöpfungen bereicherten.“ Vielmehr lassen sich die meisten in Liv- und Estland vorhandenen Schnitzaltäre direct als Schöpfungen

der Lübecker Kunst nachweisen, während die bedeutenderen Leistungen der Malerei wohl aus Flandern herrühren. — Dankenswerth sind ferner die dem Verständniß der Laien angepaßten ästhetischen Ausführungen über die Verbindung der Holzschnitzarbeit mit der Malerei. Unter anderem erfahren wir, daß gerade das 15. Jahrhundert es hierin zu einer „herrlichen Blüthe“ gebracht hat, und daß dementsprechend die in den Ostseeprovinzen conservirten Reste auch jener Blütheperiode angehören. Unzutreffend hingegen ist die Bemerkung bezüglich des „fünfzigjährigen Friedens“, den Wolter von Plettenberg mit den Russen abgeschlossen haben soll; die Angabe beruht auf einer Sage. Denn nur sogenannte „Beifrieden“ für weit kürzere Zeitabschnitte hat der ruhmreiche Ordensmeister vom Moskauer Großfürsten erlangen können, und andererseits hat die ganze Friedenszeit seit Abschluß des ersten „Beifriedens“ fünfundfünfzig Jahre gewährt.

Zu den auf dreiundzwanzig Tafeln sehr hübsch und sauber vorgeführten Gegenständen werden sodann ausführliche Beschreibungen geliefert. Der Stadt Riga sind drei Tafeln gewidmet, die erste dem „Altarschrein, jetzt im unteren Saale des Hauses der Großen (oder St. Marien-) Gilde“. Nach der Ansicht des Verfassers hat derselbe nicht, wie man geglaubt hat, einem Hausaltar der Gilde, sondern wohl einem der Kirchen angehört, „vielleicht“ der St. Petri-Kirche, „wohin die Bruderschaft der Großen Gilde ihn gestiftet haben“, und von wo er in der Zeit der Bilderstürme „zurückgenommen“ sein mag. Das Mittelstück stellt dar den „Tod der Maria in Gegenwart der Apostel, die, wie die Apokryphen berichten, sich alle zu gleicher Zeit, ohne zu wissen warum, in Jerusalem einfanden und sich um das Sterbebett der Maria sammelten“; an den Seiten sind zwei Einzelfiguren und zwei kleine, auf Consolen geordnete Relieffscenen angebracht, welsch' letztere indessen ein späterer Zusatz sein müssen. Insbesondere ist der Ausdruck in den Köpfen „nicht nur als ein durchweg gelungener und der Situation entsprechender zu bezeichnen, sondern er steigert sich bei einigen, namentlich bei der die Mitte einnehmenden Apostelfigur und der rechts von dieser stehenden, Maria den Segen ertheilenden, sogar zu einer würdevollen Schönheit“. Geboten werden ferner die „Docke (Marien-Statuette) im unteren Saale der Großen Gilde“, eine Holzstatuette der Schutzpatronin der Genossenschaft von etwas über einem Meter Höhe („Docke“ heißt soviel wie „Puppe“, und nach jener Docke führt auch der „Dockmann“, der Sprecher der Bürgerschaft, die Amtsbezeichnung), und „Drei Figuren aus einem Schnitzaltar im Schwarzhäupterhause“, St. Georg, St. Elisabeth (?) und St. Mauritius.

Durchaus beachtenswerth ist das auf Tafel IV wiedergegebene „Mittelstück eines Altarschreines in der Kirche zu Rar mel auf der Insel Dese“, die Krönung der Jungfrau Maria durch Gottvater und =Sohn darstellend,

zwischen welchen beiden die Jungfrau niederkniert; das Ganze, dessen ursprüngliche Bemalung sich noch bestimmen läßt, wird „einem der besten Künstler der nordischen Bildnerei“ zugeschrieben, ist aber in bedauernswerther Verfassung überkommen.

Einen gewissen Reichthum an wirklich hervorragenden Werken der mittelalterlichen Holzplastik und Malerei besitzt, wie schon angedeutet, die alte Hansestadt *Reval*, welche auf den folgenden neunzehn Tafeln vertreten ist. Vor allem handelt es sich um drei „Schnitzaltäre“ im estländischen Provinzialmuseum (der ehemalige Aufbewahrungsort läßt sich nicht mit Sicherheit angeben), in der *St. Nicolai-* (oder besser: *St. Nicolaus-*) Kirche und in der *Heil. Geistkirche*, wie um zwei „gemalte Flügelaltäre“ in der *St. Nicolai-Kirche* und im oberen Saale des *Schwarzhäupterhauses*; der zuletzt genannte Altar, ein Meisterwerk des niederländischen Malers *Hans Memling*, ist von der Genossenschaft der *Schwarzhäupter* für die *St. Katharinen-Kirche* des *Dominicanerordens* bestellt gewesen und im Jahre 1495 über *Lübeck* „aus Westen“ (*Flandern*) gekommen, aber dreißig Jahre später nach Aufhebung des Klosters an seinem gegenwärtigen Standort errichtet worden. Der Schnitzaltar der *St. Nicolai-Kirche*, für dessen Wiedergabe mit Einschluß der Flügelgemälde gar sieben Tafeln verwandt werden mußten, ist der größte von den in den Ostseeprovinzen erhaltenen — bei geöffneten Flügeln mit einer Länge von 6,32 und einer Höhe von 2,62 Metern (ohne die Predella, welche eine Höhe von gegen 1 Meter mißt). Das Mittelstück allein weist 64 geschnitzte Figuren auf, welche die Apostel und Heiligen vorstellen; dazu kommen die Schnitzfiguren der Predella (des Sockels) und der beiden Flügel und endlich die zugehörigen Gemälde. Leider verbietet die Rücksicht auf den dem Referenten zu Gebote stehenden Raum ein näheres Eingehen auf die Details aller dieser Kunstwerke; sicherlich würde ein solches eine culturgeschichtlich ganz interessante Ausbeute ergeben! Das dürfte unstreitig auch bezüglich des immerhin noch recht vollständigen „Fragmentes eines Todtentanzes in der *St. Nicolai-Kirche*“ gelten. Letzterer freilich hat lediglich beschrieben werden können, weil sein schadhafter Zustand eine photographische Reproduktion unthunlich erscheinen ließ; doch hat der Verfasser bereits auf S. 142 seines citirten „Grundrisses“ eine Abbildung gegeben. — Ein kurzes Capitel bringt gleichfalls nur „Mittheilungen über einige andere Holzarbeiten des 15. und 16. Jahrhunderts“, die in einigen kirchlichen und profanen Gebäuden *Rigas* und *Revals* anzutreffen sind. An dieser Stelle macht der Verfasser auch auf *Arbeiten einheimischen Ursprungs* aufmerksam; zum Theil sind sie ebenfalls in dem „Grundriß“ zur Darstellung gelangt.

Der dritte Band des neuen kunstgeschichtlichen Prachtwerkes, „Die

städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva“ von C. von Löwis of Menar, wird nach der Natur des behandelten Stoffes auf einen größeren Kreis von Interessenten Anspruch erheben können.

Hier vor allem werden selbst verwöhntere Augen an den herrlichen Lichtdruckbildern ihre Freude haben, aber auch hier schützen „Einleitung“ und Erläuterungen vor dem etwaigen Verdacht, als wenn der ganzen Veröffentlichung lediglich der Werth einer schönen Ansichtenammlung zukäme. Daß der Verfasser sich speciell auf die Wiedergabe und Beschreibung der aus dem Mittelalter und dem 16., 17. und 18. Jahrhundert stammenden städtischen Profanbauten beschränkt hat, ist gewiß zu billigen. Wie nämlich aus dem „Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft aus dem Jahre 1889“ hier nachgetragen werden mag, hat jetzt gerade Universitätsarchitekt R. Guleke eine wenigstens die livländischen Kirchen und Schlösser umfassende Veröffentlichung in Arbeit; und was die übrigen Städte der Ostseeprovinzen anlangt, so haben einige ältere, aber wenig bemerkenswerthe Profanbauten allenfalls noch in Pernau den Sturm der Zeiten überdauert; in Jurjew und an anderen Orten sind sie untergegangen. Durchaus nicht erschöpfend ist jedoch des Verfassers Bemerkung: „Ganz verschwunden sind die Stadt Kokenhusen und die Hackelwerke Karfus und Odenpach.“ Ließen sich doch weit mehr solcher einst ganz ansehnlicher Ortschaften anführen, z. B. Konneburg, welches seinen Bürgermeister und seinen Rath besessen, Koop, dessen Siegel noch erhalten ist u. s. w. „Der bloß decorative Schmuck der Barocco“, heißt es weiter, „kommt zwar bei den kurländischen herzoglichen Schlössern in Mitau, Ruhenthal und Swehthof und bei unseren Hauptportalen in Riga“ — und wohl auch in Reval — „vor; es sind aber diese Bauten hier aus dem Grunde nicht berücksichtigt worden, weil der Schwerpunkt bei ihnen in den decorativen Details liegt, die besonderer Bearbeitung vorbehalten bleiben mögen.“

Riga ist auf acht, Reval auf einundzwanzig, Narva auf vier Bildertafeln berücksichtigt (Tafel XXI ist doppelt gezählt worden). Gleich die erste Darstellung zeigt „Riga vom linken Ufer der Düna“. Der Standort, der sich etwas stromabwärts befindet, ist insofern besonders glücklich gewählt, als von diesem aus das alte Ordenschloß deutlicher hervortritt. Es folgen die Darstellung des „Sandthurms“ (Pulverthurms), wie derselbe sich bis zu dem von der Polytechniker-Corporation „Rubonia“ kürzlich veranstalteten Umbau ausgenommen, und des „Schwarzhäupterhauses“ mit seiner prächtigen Fassade, welche trotz ihrer im Charakter der holländischen Renaissance entwickelten Umgestaltung vom Jahre 1620 die alten gothischen Formen noch deutlich erkennen läßt, während Tafel IV und V den alterthümlichen „Saal

im Hause der Großen oder Marien-Gilde“ und den schönen, aus dem Jahre 1630 stammenden „Kamin in der Brautstube“ zeigen. Auf Tafel VI und VII sind zwei elegante Bürgerhäuser aus dem Ende des 17. Jahrhunderts abgebildet: das des ehemaligen, aus der Geschichte Patkuls bekannten Rathsherrn Johann Reutern und das ehemalige Dannensternsche Haus (beide am Anfang und Ende der Marstallstraße). Tafel VIII bringt das „Portal am ehemaligen Zuckerbeckerschen Hause“, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (in der Peitaustraße); die gleichfalls abgebildete Freitreppe — nebenbei gesagt, die letzte, die noch in der sog. inneren Stadt bestanden hat — ist vor einem Jahre der unerbittlichen Bauordnung zum Opfer gefallen.

Ein weit alterthümlicheres Gepräge, als das in den letzten drei bis vier Decennien in der Art einer modernen Großstadt ausgebaute Riga, hat heute noch das altehrwürdige Reval, welchem zunächst zwei Gesamtansichten (vom Hafen und von Nordost) gewidmet sind; nur stören in der zweiten Ansicht die ganz modernen und profaischen Verkehrsanlagen im Vordergrund, deren Wiedergabe sich vielleicht hätte vermeiden lassen. Für Reval ist außerdem im beschreibenden Text ein instructiver „Lageplan“ der Stadt und des Domberges beigelegt. Ferner gelangen zur Darstellung: das „Rathhaus am Großen Markt“, der prächtige „Rathhaussaal“ mit seinem auf den Tisch gelegten Silberschatz, das gerade an der Straßenseite vorzüglich erhaltene „Haus der Großen oder Kindergilde“, der „Thürklopfer“ daselbst, ein köstlicher Schmuck aus dem Jahre 1430, das „Schwarzhäupterhaus“, welches sich im Vergleich mit demjenigen in Riga allerdings recht schlicht ausnimmt, der ehrwürdige „Alte Markt“, das „Portal des Florellschen Hauses“ an demselben, sowie dasjenige des derzeitigen Baron Wrangellschen Hauses (an der Langstraße) und des derzeitigen Meyerschen Hauses (an der Küststraße), die „Große Strandpforte“ und das über demselben befindliche „Stadtmauern“ vom Jahre 1539, das „Thür am Kurzen Domberge“ und der „Kif in de Rök“ mit dem „Mägdethurm“; ersterer, eigentlich „Guck in die Küche“, ist der im Jahre 1553 erbaute größte Stadthurm Revals. Einzeldarstellungen der Stadtmauer mit ihren vielen Thürmen bieten die Tafeln XXIII bis XXVI, und zwar werden geboten: die „westliche Außenansicht von der Bahnhofsseite“, die „westliche Innenansicht beim ehemaligen Systernekloster“, die „westliche Außenansicht von der Schonenbastion“ und die „westliche Innenansicht von der Mauerstraße unweit der Schonenbastion“. Weil das Revaler Schloß einen integrierenden Bestandtheil der Stadt- und Dombergbefestigungen bildet, konnte ersteres nicht ausgeschlossen werden; abgebildet ist es von Nordwest aus, wie schließlich auf einer besonderen Tafel speciell der Hauptthurm des Schlosses, der so gut conservirte, imposante „Lange Hermann“.

Von Narva wird zunächst eine Gesamtansicht vom „Herrmannsberge“ aus geboten; gerade dem Beschauer gegenüber, aber etwas mehr nach links erhebt sich das zehnthürmige Zwangorod, die „Truß-Narve“, wie die auf Befehl des Moskauer Großfürsten Joann III. im Jahre 1492 erbaute russische Festung in den livländischen Geschichtsquellen genannt wird. Die Stadt, welche ihrer Zeit so oft angegriffen, belagert und erobert und bekanntlich vor mehr denn hundert Jahren dem Gouvernement St. Petersburg einverleibt worden ist, hat immerhin noch Manches bewahrt, was an ihre einstige Zugehörigkeit zu den Ostseeprovinzen erinnert, obgleich von den Baulichkeiten vor dem großen Brande von 1659 so gut wie nichts übrig geblieben ist. Das Rathhaus mit seinem stattlichen Portal und der erst recht stattlichen Freitreppe (Tafel XXX) ist im Jahre 1671 „vollendet“ worden. Aus derselben Bauperiode stammen das ehemalige Numenssche und Schwarzsche Haus (an der Wierschen Straße und an der Ostergasse — Tafel XXXI und XXXII); auch diese sind mit sehr sehenswerthen Portalen geschmückt, und zwar ist die Ornamentik des zuletzt genannten Hauses aus Holz geschnitten, ein in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen nicht anzutreffendes Beispiel für die Anwendung von Holzsculptur zum gleichen Zweck.

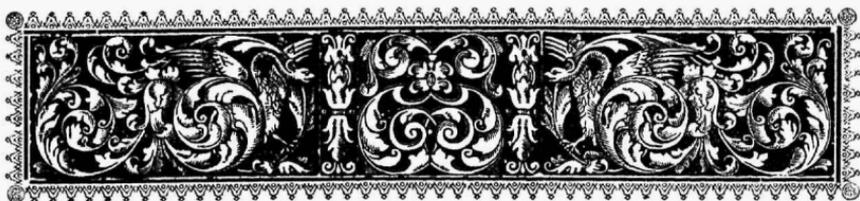
Deutsche Männer haben zuerst in den Ostseeprovinzen Steinbauten aufgeführt, da bekanntlich die einheimische Bevölkerung die Zubereitung des Mörtels nicht gekannt hat, und von allen Städten besitzt Riga als die am Frühesten gegründete, die ältesten Bauten — vor allem in seinen Kirchen: als ältestes Gebäude daselbst ist die St. Georgskirche des Ritterordens anzusehen, welche schon im ersten Decennium des 13. Jahrhunderts, also gleich nach Anlage der Stadt, errichtet und vor einigen Jahren von E. von Löwis of Menar in einem Speicher im „Convent zum Heiligen Geist“ wiedererkannt worden ist (siehe die „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte“ Bd. XIV S. 274 ff.); aber auch sonst kommt, wenn wir etwa von einigen Resten der Stadtbefestigungen absehen, die städtische Profanarchitektur der kirchlichen an Alter schwerlich gleich. Dabei richtete sich die Entwicklung der Kunstformen im alten Livland ganz nach dem Vorbilde des Mutterlandes. Entsprechend der Thatsache, daß in Deutschland in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ganz allgemein bei weltlichen Gebäuden der gothische Stil vorherrschte, dürfte die romanische Bauart auch nur bei einigen unserer Kirchen anzutreffen sein; jedenfalls nennt E. von Löwis kein einziges Beispiel eines romanischen Profanbaues. Andererseits waren in Livland die unruhigen politischen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die Entwicklung der Baukunst sehr ungünstig, daher daselbst in der Blüthezeit der Renaissance fast gar keine Bauten entstanden sind. „Hingegen waren in Deutschland die Kriegswirren des 17. Jahrhunderts der dortigen Kunst-

entwicklung hinderlich, und mancher deutsche Meister suchte daher den dort verlorenen goldenen Boden des Handwerks in dem zu jener Zeit meist friedlichen Livland.“ Von den in dem vorliegenden Buch dargestellten Bauten gehören zehn der Gothik und acht der Renaissance und dem Barocco an, während elf Darstellungen auf die Stadt- und Schloßbefestigungen kommen (bei dieser Zählung sind die vier Gesamtansichten nicht mit gerechnet). Als ältester gothischer Profanbau gilt der Saal der Großen Gilde zu Riga von 1330, welcher bei den späteren Umbauten in seiner Ursprünglichkeit erhalten blieb; als frühester Renaissancebau wird das Schwarzhäupterhaus zu Reval aus dem Jahre 1552, beziehungsweise 1597 angegeben, und als jüngster Bau im Baroccostil das Portal am ehemaligen Zuckerbeckerschen Hause in Riga (um 1730).

Nur das Wesentlichste aus den beiden schon vor Jahresfrist herausgekommenen Werken konnte hier mitgetheilt werden; wer dieselben zur Hand nimmt, wird noch vieles andere Interessante finden. Und nicht nur für die Localgeschichte haben sie Bedeutung: auch an ihrem Theil bestätigen sie aufs Neue, wie eng doch die Beziehungen der deutschen Colonie am Ostufer des baltischen Meeres zu dem christlich-abendländischen Culturleben, namentlich zu demjenigen Norddeutschlands, zu allen Zeiten gewesen sind.

Friedrich v. K e u ß l e r.





D h a m m a p a d a m.

Von L. v. Schröder.

„Worte der Wahrheit“, „Dhammapadam“, eine zum buddhistischen Kanon gehörige Spruchsammlung in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Leopold von Schroeder. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1892. XXII und 150 Seiten.

In den Märcchen von „Tausend und einer Nacht“ wird erzählt, daß Sindbad der Seefahrer nach seiner sechsten abenteuerlichen Reise dem Kalifen Harun al Raschid über seinen Aufenthalt bei einem indischen Kaiser berichtet, der auf der Insel Serendip (Ceylon) residirt: Wenn dieser Monarch sich in prächtigem Aufzuge dem Volke zeigt, so sitzt er auf einem goldenen Throne, der von einem Elephanten getragen wird; ein Herold reitet vor ihm und einer sitzt hinter ihm auf demselben Elephanten. Der Herold vor ihm ruft von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: „Dies ist der große Kaiser, der mächtige und furchtbare Beherrscher Indiens, der zwanzigtausend diamantene Kronen besitzt, er, dessen Palast mit hunderttausend Rubinen gedeckt ist! Dies ist der gekrönte Fürst, der größer ist als jemals der große Solima (Salomon) und Mihragh waren!“ — Nachdem er diese Worte gesprochen, ruft wiederum der Herold hinter dem Throne: „Dieser Fürst, so groß und mächtig er ist, muß sterben, muß sterben, muß sterben.“ — Uebrigens, fährt Sindbad in seinem Bericht fort, ist der Kaiser von Serendip so gerecht und seine Unterthanen so ehrlich, daß es in der Hauptstadt, wie auch sonst in seinen Staaten

keine Richter giebt; man braucht sie nicht, denn das Volk folgt von selbst dem Pfade der Pflicht.

Dies Auftreten des Buddhismus mit seinem *memento mori* in eigentlichster Bedeutung mitten unter den bunten Gestalten der arabischen Märchenwelt muß jedem Leser auffallen; auch aus einigen indischen Fabelsammlungen lassen sich Beispiele anführen, wo der Buddhismus hineinspielt und wo die Verfasser — wenn auch widerwillig — die hohe moralische Würde dieser Glaubenslehre anerkennen: der Lehre des Prinzen Siddhartha Gautama aus Kapilavastu, der Reichthum, Macht und glänzende Stellung aufgab und freiwillig sein ganzes Leben als Bettler herumzog. — Alle Nationen von China und Samarkand bis zu den Ufern des Nils, Muselmanen, Christen, Juden und Götzendiener sind in den Märchen von tausend und einer Nacht in Sitten und Gebahren nach dem Schnitt von Bagdad und Kairo zugefugt; nur der Charakter des Buddhisten war so auffallend und eigenartig, daß man ihn stehen ließ und nicht nach muslimischem Geschmack formte. So bleibt er ein unbegreifliches Ausnahmewesen zwischen diesen schimmernden, leichtgeschürzten Märchenfiguren, deren ganzes Glück, deren ganzes Jagen und Trachten sich doch nur um Goldstücke und faustgroße Edelsteine und schöne Sclavinnen als einzige Angelpunkte dreht. Wie wenn die hüpfenden Tacte einer frivolen Tanzmusik von einem majestätischen Trauermarsch unterbrochen werden und durch das Gewühl der Tanzenden der feierliche Zug mit den gesenkten schwarzen Fahnen hindurchzieht, so erscheint unter diesen Bildern die Gestalt des Buddhisten, als eine ernste, aber erfolglose und daher unzeitgemäße Mahnung. — Ja wenn wir jetzt das zur Besprechung vorliegende Buch — den Dhammapadam in deutschem Gewande und abendländischem Metrum — wieder und immer wieder lesen, auf den Klang der Verse und den Sinn der Worte achten, und wenn wir dann die Gesellschaft unseres aufgeklärten Zeitalters, ihre wichtigen Beschäftigungen und auch die Rolle erwägen, die neue Bücher in dieser Gesellschaft spielen; — dann möchte sich die Frage aufdrängen, ob hier nicht der Dhammapadam unter ähnlichen Auspicien erscheint, wie der buddhistische Fürst unter den Mirakeln von tausend und einer Nacht?

Die Frage werden die Meisten verneinen und den Vergleich für unzulässig halten; doch darauf kommen wir noch zurück.

Der Dhammapadam, den L. von Schroeder aus der Pali-Sprache ins Deutsche übertragen hat, gehört zu den canonischen Büchern der Buddhisten, also zu den Urkunden, welche die anerkannte Grundlage dieser Religion bilden. Damit ist freilich noch nicht etwas so Bestimmtes ausgesprochen, wie wenn wir sagen, das Evangelium Matthäi gehöre zum Kanon des Christenthums. Der buddhistische Kanon ist groß; in tibetanischem Druck in der Ausgabe

von Beking umfaßt er ungefähr 325 Foliobände, von denen jeder 4 bis 5 Pfund wiegt (S. Max Müller, *Chips from a German Workshop* I, 193). Wichtiger ist es daher, daß der Dhammapadam wirklich zu den ältesten Urkunden des Buddhismus gehört; denn er besteht wahrscheinlich zum größten Theil oder ganz aus den Aussprüchen Buddhas selbst, wie sie bald nach seinem Tode von seinen Jüngern niedergeschrieben und von den Buddhisten auf Ceylon in der Ursprache aufbewahrt worden sind. In dem Vorwort sagt L. von Schroeder (S. XVII): „Die 423 Verse des Dhammapadam bilden kein zusammenhängendes Ganze. Die Meisten stehen ganz selbständig da . . . Je nachdem in denselben bestimmte Wörter eine hervortretende Rolle spielen (z. B. der Weise, der Thor, die Blumen, der Elefant, das Böse, die Strafe, das Glück u. s. w.) sind sie zusammengebracht und in Capitel geschachtelt worden.“ In der Beurtheilung schließt sich der Uebersetzer ganz der Meinung Oldenbergs an, der von diesem Werk sagt: „Mit dem edel maßvollen Schmuck indischer Bilderrede umkleidet blickt sinniges Fühlen uns entgegen, und die Nofas mit ihren sanft gemessenen, Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit so eigenartig verschmelzenden Rhythmen fließen auf und ab wie die schwankenden Wellen des Sees, in denen zwischen bunten duftenden Lotusblumen der klare Himmel sich spiegelt.“ L. von Schroeder sagt (S. V) dies Werk enthalte „einen wahren Schatz echter Lebensweisheit in poetischer Form“ und dürfe „nach Inhalt und Form zu den hervorragendsten, tiefsten und schönsten Werken der indischen Literatur gezählt werden“. Er habe sich bemüht (S. VIII) „Verse zu bilden, welche gefällig und leicht hinfließend, denen des Originals möglichst nahegehend sein möchten . . .“ und schließt mit den Worten: „Ein höheres Lob, eine bessere Empfehlung läßt sich dem Dhammapadam kaum auf den Weg geben, als das Wort Oldenbergs, wenn er dieses Werk „den getreuesten Spiegel des buddhistischen Denkens und Fühlens“ nennt. Möchte es mir gelungen sein, dieses Spiegels Spiegel so zu gestalten, daß auch aus ihm noch das ursprüngliche Bild klar und deutlich dem Beschauer entgegentritt, mit einem Hauche jenes besonderen poetischen Reizes bekleidet, durch welchen das Original nun schon seit Jahrtausenden so tiefe und wunderbare Wirkungen erzielt hat“. — Für die Vortrefflichkeit der Uebertragung bürgt nun der Name des Uebersetzers, sein Ruf als Gelehrter und Dichter, und nur ein ebenso gediegener Kenner des Pali dürfte sich hierüber kritische Bemerkungen erlauben; was es aber mit dem „poetischen Reize“ des Dhammapadam auf sich hat und wie weit er die Erwartungen befriedigt, die L. von Schroeder durch dieses Vorwort erweckt, darüber möge der Leser nach einigen Proben urtheilen, die, um unparteiisch zu sein, so gewählt werden sollen, daß von den Seiten 1, 10, 20, 30, 40 und 50 je der erste Vers citirt wird. Da kein

Zusammenhang zwischen den Versen existirt, so kann auch keiner dadurch gestört werden.

Seite 1.

Aus der Gesinnung sprießt das Sein, Gesinnung ist ihm Haupt und Kern!
So Jemand mit verderbtem Sinn entweder redet oder thut,
So folgt ihm hinten nach das Leid, gleichwie das Rad des Zugthiers Fuß.

Seite 10.

Der Bikkhu, welcher freudig strebt und die Gefahr der Trägheit sieht,
Der fällt nicht aus der rechten Bahn, er naht sich dem Nirvana schon.

Seite 20.

Der Thor, der seine Thorheit kennt, der kann für weise gelten noch;
Der Thor, der sich für weise hält, der wird mit Recht ein Thor genannt.

Seite 30.

Beruhigt ganz ist dem der Sinn, beruhigt sind ihm Wort und That,
Der durch Erkenntniß ganz erlöst und so zur Ruh gekommen ist.

Seite 40.

Vor Strafe zittert Jedermann und Jeder fürchtet auch den Tod:
„Er ist wie ich!“ so denke man und tödte nicht und richte nicht.

Seite 50.

Das Selbst sein eigener Helfer ist; wo wär' ein and'rer Helfer sonst?
Bezähmt man gut sich, dann erlangt man einen Helfer selt'ner Art.

Um von dem Inhalt der in dem Dhammapadam niedergelegten Lehren und ihrem ethischen Werth ein deutliches Bild zu gewinnen, dazu werden diese wenigen Beispiele nicht genügen; da jedoch in der Baltischen Monatschrift (Heft 3 und 4 dieses Jahrgangs) L. von Schroeders Vorträge über den Buddhismus abgedruckt sind und den Lesern in ihnen eine so überaus fesselnde und interessante Darstellung dieser Lehren geboten worden, so können wir uns billigen Fuges eine Wiederholung hier ersparen. Von den Vorzügen der Form, von dem besonderen poetischen Reiz, dem der Dhammapadam seine wunderbaren Wirkungen verdanken soll, müssen gleichwohl auch diese einzeln herausgegriffenen Verse schon etwas merken lassen. Man hat sich übrigens bei einer solchen Abschätzung dessen, worüber in letzter Instanz nur das unmittelbare Schönheitsgefühl entscheidet, der größten Aufrichtigkeit gegen sich selbst zu befleißigen. Denn wer beim Lesen dieser Verse sich rückschauend in das Kindesalter des Menschengeschlechts versetzt, in die Zeit, wo im fernen Osten vor 2400 Jahren von dem Prinzen im Bettlergewande die Lehre der allgemeinen Menschenliebe, ja sogar der Feindesliebe, die Lehre der Weltflucht und Entsagung, die Lehre von der Erlösung gepredigt wurde, welche dem Tode seinen Stachel nimmt; und wer dann bedenkt, wie diese Worte, die wir jetzt hier vor uns haben, damals in den Herzen von

Millionen Begeisterten Widerhall fanden und wie ihr Ausstoß weiter gewirkt hat von Generation zu Generation, bis die Wellenkreise der Sehnsucht nach dem Unvergänglichen von den Gestaden des Ganges durch Jahrtausende weiter getrieben an unsere Ufer schlugen und dieselben Sprüche vor unseren Ohren wieder erklingen — wer dieses im Gemüthe erwägt und für einen „hübschen Gedanken“ hält, wird von Gefühlen ergriffen werden, die unzweifelhaft ästhetischer Natur sind. Aber verdanken wir wirklich diese schönen Empfindungen der indischen Spruchsammlung selbst? Entspringen sie nicht vielmehr nur aus dem Verhältniß verklärender Zeitferne, in dem wir zu dem Dhammapadam stehen? Wenn hierin die Schönheit des Werkes bestände, so wäre das der Patina vergleichbar, welche die Antiquare an alten Gegenständen schätzen, die jedoch nicht mit ihnen zugleich verfertigt worden ist. — Nun wollen wir mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß abgesehen von diesen die Lectüre begleitenden Gefühlen, die gewissermaßen auf Nachdunkelung der Farben beruhen, wir von Poesie an dem Dhammapadam nur äußerst wenig finden. Anderen mag es anders gehen; aber der Deutsche bewundert doch so willig, was fremdartig ist und aus alten Zeiten stammt, daß eine tiefere Begründung dieses Urtheils vielleicht nicht überflüssig sein wird.

An edlem Bilderschmuck freilich fehlt es unserem Werke nicht; aber die Bildlichkeit ist hier wirklich nur ein Schmuck der dem abstracten Sinn der Lehren angeheftet ist. Wie ganz anderes ist die Natur der bildlichen Rede in vielen Hymnen des Rigveda; z. B. RV, X, 121: „Im Anfang entfaltete sich ein goldener Keim, es war der eingeborene Herr alles Gewordenen; er stützte die Erde und diesen Himmel — wer ist der Gott, den unsere Opfer ehren? . . .“ oder RV, X, 129: „Damals war weder Sein noch Nichtsein, nicht war der Luftkreis noch der Himmel drüber. Was bewegte sich? Wo? und in wessen Schutze? Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund . . . Diese Schöpfung, woher sie geworden, ob sie geschaffen wurde oder nicht? Er, der im höchsten Himmel waltet über dieser Welt, der weiß es wohl — oder weiß auch der es nicht?“ — Eine ähnliche poetische Tiefe kann man an vielen Stellen des Alten und Neuen Testaments beobachten; man nehme z. B. den Anfang des Ev. Johannis oder Stellen aus den Psalmen, z. B. Psalm 8: „Aus dem Munde der jungen Kinder und der Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. Denn ich werde sehen die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest . . .“ Oder man lese das Buch Hiob oder auch einzelne schwungvolle Verse aus dem Koran: überall, in religiösen Urkunden, die theils älter, theils jünger sind als der Buddhismus, wird man etwas herausfinden, was ihnen mit allen Erzeugnissen echter Poesie, wie sie bis auf den heutigen

Tag entstehen, gemeinsam ist, was aber den alten buddhistischen Werken und namentlich dem Dhammapadam fehlt: den vieldeutigen, zwischen Abstractem und Concretem, zwischen dem Bilde und dem Gegenstande aus der Wirklichkeit schwankenden Sinn der Rede. Darum ist es bei der Poesie so sehr dem Hörer oder Leser überlassen, wie weit er sich an der äußeren Schönheit des anschaulich gezeichneten Vorganges will genügen lassen und wie weit er ihn symbolisirend fassen und eine Deutung ihm unterlegen will; wie weit er dem leisen Zuge nachgeben will, der oft mit kaum merklicher, mehr der Ahnung als dem Verstande zugänglicher Wendung von der sinnensfülligen Darstellung auf etwas höheres hinweist, ob er z. B. in Goethes „Heidenröslein“ nur, wie die Meisten, das anmuthige Gemälde, das entrollt wird, naiv betrachten, oder dahinter ein weltgiltiges Gleichniß, das Geschick des Weibes allgemein darstellend, finden will. Ebenso wie der Satiriker mit der Ironie nur dann eine volle Wirkung erzielt, wenn er sie — auf die Gefahr hin nicht begriffen zu werden — gelegentlich bis an die Grenze des Ernstes zu treiben versteht; so wirkt auch der Dyrker erst dann ergreifend, wenn er den Leser in fließenden Uebergängen nach der Grenze zwischen Bild und Bedeutung suchen läßt. Eine Klippe liegt hier freilich für den unechten Dyrker; der blinzelt wohl dazwischen verständnißfönnig mit den Augen, als ob was weiß ich alles in seiner Rede verborgen stecke, um doch am Ende sein Bild mit einem Gedankenstrich ohne Gedanken zu schließen — dem bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Nichts von alledem bringt der Dhammapadam; hier ist alles klipp und klar, das Gleichniß steht total im Dienste der Lehre, die es erläutern soll; hier fehlt ganz und gar der Reiz des Räthselhaften, und Niemandem wird es einfallen, die grobsinnliche Bedeutung der Worte und ganzen Sätze ihrer übertragenen Bedeutung vorzuziehen. Daß aber sonst eine solche Vorliebe bei der Interpretation religiöser Urkunden nicht selten vorkommt, ist bekannt und erklärlich: alle Ausdröcke der menschlichen Rede für die Vorstellung von Thätigkeiten und Gegenständen sind ursprünglich aus der Sinnenwelt genommen und erst allmählich hat man die abgeleitete, metaphorische Bedeutung von der eigentlichen streng geschieden und für die abstracten Begriffe besondere Worte bestimmt, deren sinnliche Bedeutung man schließlich vergaß. Uns fällt es jetzt schwer bei dem Begriff der „Offenbarung“ an das Aufmachen eines geschlossenen Behälters oder bei dem Worte „Spiritualismus“ an den Proceß des Athmens zu denken; so lange aber die Unterscheidung der Abstracta und Concreta noch nicht vom Sprachgebrauch sanctionirt war, mußte durchweg ein und dasselbe Wort beiden Zwecken dienen. Die alten Religionsstifter und Lehrer, die Verfasser der Psalmen und vedischen Lieder hatten das, was in Sehnsucht und Ahnung ihr Herz

bewegte, mit einem Sprachmaterial zum Ausdruck zu bringen, das zu solchen Aufgaben noch nicht hergerichtet war. Wenn sie neue Gedanken in längstbekanntesten Worten wiedergaben, so konnte es leicht geschehen, daß die Folgezeit in der Auslegung des Gemeinten wieder uneinig wurde, daß die Einen den supranaturalistischen Kern der Bedeutung, die Anderen die grobmaterielle Hülle der Worte vorzogen und damit die Befenner des Glaubens von der schon gewonnenen Höhe der religiösen Anschauung zu den Tiefen des Aberglaubens herabzogen. Denn nicht immer ist die Verfassung des Gemüths derart, daß es nach einem vergeistigenden Gedankengehalt für die Gottesfurcht und den frommen Andachtschauer strebt; oft scheint gerade die Rückkehr und das Hasten an der Ursubstanz der Worte, in welche jene Lehren gefaßt sind, eine der Skepsis weniger zugängliche, dauerhaftere Grundlage für die Religion zu gewährleisten. — Dieses auf und ab Schwanken zwischen dem Abstracten und Concreten, zwischen Prosa und Poesie, zwischen philosophischem Rationalismus und Aberglauben bezeichnet Max Müller in seiner «Introduction to the science of religion» (London 1873) als den Antagonismus zwischen zwei entgegengesetzten Strömungen in dem Leben, Wachstum und Verfall aller Religionen. „Wo wir von einer Versuchung reden, die von innen oder außen kommt“, sagt Max Müller, „da war es für die Alten natürlicher von einem Versucher in menschlicher oder thierischer Gestalt zu sprechen. Was für uns himmlische Botschaft ist, war für sie ein geflügeltes Vögelchen; was wir göttliche Leitung nennen, davon sprechen sie als von einer Wolkensäule oder Feuer säule, die dem Volke den Weg zeigt oder leuchtet.“

Natürlich stammt die Vieldeutigkeit des Ausdrucks zu einem guten Theil einfach aus der nicht völligen Klarheit des Gedankens, eines Gedankens, der über die Erdenwelt hinausgreifen, das Unsägliche in Worte fassen will; und daher ist die Nothwendigkeit einer Bildersprache in den heiligen Urkunden auch von den orthodoxesten Bekennern oft zugegeben worden. So sagt Dante in der „göttlichen Komödie“ (Paradies IV, 40).

So sprechen muß man ja zu eurem Geist,
Den nur die Sinne zu dem Allen leiten,
Was die Vernunft sodann ihr Eigen heißt.
Drum laßt sich auch zu euren Fähigkeiten
Die Schrift herab, wenn sie von Gott euch spricht,
Von Hand und Fuß, um and'res anzudeuten.
(Per questo la Scrittura condescende
A vostra facultate, e piedi e mano
Attribuisce a Dio ed altro intende.)

Im Dhammapadam dagegen, wie auch in anderen Schriften des ursprünglichen Buddhismus ist die Bildlichkeit des Ausdrucks wirklich nur

Ornament im architektonischen Sinne; es sollen nur ethische, der Vernunft zugängliche Wahrheiten eingescharft und illustriert, nicht metaphysische Abgründe des Gedankens halbverhüllt angedeutet werden.

Wenn es mir gelungen ist meine Ansicht klar zu machen, und wir aus dem Gesagten die Folgerung ziehen, daß das, was den Dhammapadam unpoetisch macht, gerade seine Deutlichkeit ist; so ergeben sich hieraus weitere Rückschlüsse auf den Charakter des ganzen Buddhismus in seiner ältesten Form, sofern er ja in dem Dhammapadam seinen treuesten Spiegel findet. Wirklich ist das Wunderbare und Mysteriöse, das Zwielicht zwischen Dichtung und Wahrheit bei der Lehre Buddhas weniger ein inhärenter Bestandtheil, als bei den anderen großen Religionen. Als das Volk von Buddhas Jüngern Wunder verlangte, als ein Zeichen, woran es glauben könnte, sprach er: „Verbergt eure guten Thaten und bekennet vor der Welt die Sünden, die ihr begangen habt. Das sind die wahren Wunder.“ Auch von Mythologie und von Metaphysik, von Ontologie und Kosmologie ist in Buddhas Lehre fast nichts zu finden; selbst über den Zustand nach dem Tode, über das Nirvana etwas weiteres lehren zu wollen, als daß er eine Erlösung von der Last des irdischen Lebens sei, galt für ketzerisch. Mit dieser prosaischen Nüchternheit, die allerdings meist der Lehre und dem Cultus des Buddhismus anhaftet, hängt — wie uns scheint — sowohl seine Stärke als seine Schwäche zusammen; die eindringliche Klarheit und Faßlichkeit der Lehre, die Reinheit der Moral und die Abwesenheit des Fanatismus, der nie von deutlicher Einsicht, oft von nur halbverstandenen wengleich poetischen Ideen sich leiten läßt. Das ist der Grund, weshalb man den Buddhismus von allen anderen Religionen gesondert und mit Recht ein Mittel Ding zwischen Religion und Philosophie genannt hat; das mag aber zum Theil auch der Grund sein, weshalb diese Lehre sich in ihrem Vaterlande Indien nicht auf die Dauer hat behaupten können; weshalb die phantasiebegabten und nach Nahrung für ihre Phantasie dürstenden arischen Völker sich schließlich alle wieder von ihr abgewandt haben und sie zu den turanischen Stämmen, den Tibetanern, Siamesen, Chinesen, Mandshus, Mongolen und Kalmüken übergegangen ist; Stämmen, denen noch niemand besondere poetische Anlagen nachgerühmt hat.

Was also bietet unserem Zeitalter der Dhammapadam, wenn ihm der poetische Gehalt abgesprochen werden muß? Sprüche enthält er wohl, aber lange nicht so fein zugespitzte, wie die Sprüche Salomonis oder der Prediger Salomonis. Erwarten wir Apophthegmata, suchen wir nach blitzenden Aperçus, so leisten die „Maximen und Reflexionen“ von de la Rochefoucauld unvergleichlich mehr; oder wir haben auch die „Pensées“ von Blaise Pascal, oder die „Caractères“ von La Bruyère und vieles andere in derselben

aphoristischen Manier; ganz zu schweigen von den glänzenden Leistungen unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiete. Wie viel schärfer schneiden die Scheerenhälften der Antithese bei La Bruyère, wenn er uns einen Thoren und einen verständigen Mann charakterisirt und gegenüberstellt, als die altmodischen Verse unseres Werkes. Die von L. von Schroeder gewählte Uebersetzung des Titels: „Worte der Wahrheit“ und das Versprechen „einen Schatz echter Lebensweisheit“ zu bieten, können zu dem Glauben verleiten, daß uns hier — wenn auch nicht viel Unterhaltendes, so doch werthvolle Belehrungen übermittelt werden; und wirklich sind Zeitungsartikel über das Werk erschienen, die mit den Worten „altindische Weisheit“ überschrieben waren. Getäufchte Hoffnungen! Die Weisheit, die der Dhammapadam lehrt, haben wir uns längst an den Kinderschuhen abgelaufen. Die einen von uns kennen die Philosophen, die dasselbe und noch viel mehr liefern; die anderen lesen die Aufsätze der Kritiker, die mit Leichtigkeit dem Dhammapadam seine „Frrthümer“ und „Inconsequenzen“ an den Fingern herzählen; noch andere haben die köstlichen Aussprüche unserer Classiker studirt und verstehen sie auch zu citiren,

„Und, was das Allerschlimmste bleibt,

Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.“

Kurz, Neues bringt der Dhammapadam jetzt Niemandem! Freilich will er das auch nicht; denn wenn man seinen Verfasser befragen könnte, so würde ihm die bloße Auffassung neuer Lehren von seiten der Leser, oder gar deren Unterhaltung oder poetische Stimmung lange nicht genügen und höchst gleichgiltig sein. Befolgt werden sollen diese Lehren. Das ist ihr einziger Zweck. Jeder, der sie hört, soll sein ganzes Leben lang durch seine Thaten, die aus diesen Sprüchen gewonnene Einsicht besteuern. Sind solche Präntensionen nicht befremdlich und unzeitgemäß? und haben wir Unrecht gehabt, das Erscheinen des Dhammapadam auf dem Leipziger Büchermarkt mit dem Erschallen des buddhistischen «memento mori» unter den Glücksrittern von tausend und einer Nacht zu vergleichen? An Sindbad dem Seefahrer ist durch diese Begegnung die Geldgier nicht vermindert worden, denn er ist gleich darauf zum siebenten Mal auf Abenteuer ausgezogen; Harun al Raschid, der den Bericht hörte, hat sich dadurch in seiner Eroberungslust nicht stören lassen; und der Sultan Schahriar, dem das alles erzählt wird, hat sich dadurch auch nicht von dem Vorsatz abbringen lassen, die freundliche Erzählerin dieser Geschichten, seine reizende Gemahlin Scheherezade, am nächsten Morgen aufknüpfen zu lassen.

Wichtig ist aber auch für uns der Dhammapadam; denn wichtig ist, was gewirkt hat; und der Dhammapadam ist befolgt worden und hat seine Mission erfüllt; die Lehre Buddhas ist in die Hochebene von Turan ein-

gedrungen und ihr Erfolg ist gewesen, daß die mongolischen Räuberhorden, deren bloßer Name ehemals Europa zittern machte, deren verheerende Züge mit blutigen Lettern in den Annalen unseres Welttheils eingeschrieben stehen — in verhältnißmäßig kurzer Zeit in harmlose, friedliche Hirtenvölker umgewandelt worden sind.

Gregor von Glasenapp.





Ein literarischer Abend.

Von F. M. Gontscharow.

Aus dem Russischen übersezt von G. v. G.

Vorbemerkung.

Der „Literarische Abend“ von Gontscharow ist nächst seinen drei Romanen, „Eine Alltagsgeschichte“, „Oblomow“ und „Der Abstieg“, unstreitig das Bedeutendste und Interessanteste, was dieser Autor veröffentlicht hat; welcher Kategorie von Erzeugnissen der „Literarische Abend“ angehört, läßt sich nicht mit einem Worte sagen; seinem Inhalte nach ist er eine literarhistorische, ja kulturhistorische Studie, seiner Form nach aber eine Erzählung, doch auch der Charakter einer Erzählung kommt ihm nicht unbedingt zu, da er fast nur aus Dialogen besteht. Alle Vorzüge von Gontscharows schriftstellerischem Talent sind an diesem Werke vereinigt: die unbefleckliche Naturtreue der Schilderung; die Kenntniß der russischen Gesellschaft und besonders des St. Petersburger Beamtenthums; eine lebendige eingehende Charakteristik der Personen, die sich fast ausschließlich aus dem Dialog, aus dem, was jeder sagt und was zu ihm gesagt wird, ergibt. Aus diesem Dialog kann man nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch die selteneren Typen der russischen Gesellschaft mit Sicherheit wiedererkennen und bedauert immer von Neuem, daß Gontscharow sich nicht auch an Werken für die Bühne versucht hat. Aber auch die Mängel, die Gontscharow eigentümlich sind, können dem Leser am „Literarischen Abend“ nicht entgehen: eine Länge der Ausdauer, die nicht immer dem wahren Inhalte des Gesagten proportional ist, wird, wie in den genannten Romanen, so auch hier bisweilen zur Geduldprobe; daß der komische Effect der einzelnen Aeußerungen und Situationen unzählige Mal an dem Lachen der Gesellschaft beschrieben wird, schwächt nur den Eindruck auf den Leser; ihm sollte es mehr überlassen bleiben, ob er dabei lachen kann; schließlich giebt das Ende des „Literarischen Abends“ d. h. die letzten Seiten dem Ganzen einen

Charakter von Zahmheit, der für einen Theil der Leser erheiternd, für einen anderen dagegen enttäuschend sein wird, vielleicht war übrigens dieser Schluß aus Rücksicht auf die Censur nothwendig. Es kann daher die Frage entstehen, ob es nicht im Interesse des deutschen Lesers rathsam ist, mehrfache Kürzungen vorzunehmen, und den Schluß wegzulassen? Andererseits ist aber auch zu fragen, ob an einem anerkannt classischen Autor der Uebersetzer auch nur das Geringste ändern dürfe und ob es nicht vielmehr wünschenswerth ist, von einem Werke, das mit so packender Lebendigkeit die Strömungen dieses Jahrhunderts aus dem literärischen und gesellschaftlichen Leben Rußlands wiedergiebt, eine philologisch treue Verdeutschung zu besitzen? — Ich habe mich für das Letztere entschieden und in der nachstehenden Uebersetzung nicht das Geringste geändert oder weggelassen.

G. v. G.

„ . . . Der Schwan steigt in die Wolken auf,
 „Der Krebs stößt sich zurück und der Hecht strebt ins Wasser!“
 Krylow.

Erster Theil.

Die Vorlesung.

Bei einem der Häuser am Chevaliergarde-Boulevard kamen etwa um acht Uhr Abends, im Mai, mehrere Equipagen, eine nach der anderen, vor die Anfahrt vorgefahren und begaben sich dann, nachdem die Insassen ausgestiegen waren, wieder nach Hause. Genau um acht Uhr bekam der Portier den Befehl, Niemanden mehr anzunehmen. Etwa dreißig Personen beiderlei Geschlechts hatten sich bei Grigori Petrowitsch Uranow versammelt, um an diesem Abend einen neuen Roman vorlesen zu hören.

Der Autor des Romans war Wenigen als Schriftsteller bekannt; er hatte einige Artikel über Finanzwesen und politische Oekonomie drucken lassen, jedoch anonym und diese waren nur von Specialisten beachtet und nach Verdienst gewürdigt worden; außerdem hatte er einen Essay diplomatischer Memoiren geschrieben und sie in sehr geringer Zahl für wenige drucken lassen. Einmal hatte er einen diplomatischen Posten im Süden Europas bekleidet und seine Jugendjahre hatte er im Auslande verbracht; jetzt war er, ebenso wie der Herr des Hauses, in dem die Lecture stattfinden sollte, Mitglied eines Conseils und präsidirte außerdem in einer Commission für verschiedene Reorganisationen. In der Gesellschaft war er beliebt wegen seines enormen Reichthums, seiner offenen Gastfreiheit und seines leutseligen Wesens — bei

den ihm Nahestehenden wegen der schätzbaren Eigenschaften seines Geistes und Charakters.

Das Gerücht von seinem Romane drang jedoch in die Kreise, in denen er verkehrte, ein; auf an ihn gerichtete Fragen stellte der Autor nicht in Abrede, daß er einen Roman schreibe, ließ sich aber nicht weiter darüber aus; es war bekannt, daß er das, was niedergeschrieben war, dem einen oder anderen von seinen Freunden bei sich zu Hause vorlas; diese beobachteten jedoch über den Roman ein discretes Schweigen.

Auch der nächste Freund und Colleague des Verfassers, Grigori Petrowitsch Uranow, wurde nicht in das Geheimniß des Romans eingeweiht; vergebens suchte er auf solche Fragen vom Autor Antwort zu erhalten — er erfuhr nichts.

„Du liest keine Romane“, sagte ihm der Autor, „wozu brauchst Du zu wissen, was ich geschrieben habe? Deshalb habe ich Dich auch nicht in meinen häuslichen Kreis zum Zuhören eingeladen.“

„Und hast mich gekränkt!“ erwiderte Uranow, „wenn Du mich gegen Romane und überhaupt gegen die Literatur für gleichgiltig hältst, so heißt das alles doch noch nicht, daß ich auch gegen Dich und Deine Schöpfungen gleichgiltig bin.“

Den Autor rührte dieser Vorwurf und er versprach sein Werk in Uranows Hause vorzulesen; dieser schickte ihm die Liste der eingeladenen Personen, die größtentheils dem Kreise ihrer gemeinsamen Bekannten und Freunde angehörten; der Autor schickte sie zurück mit seiner Zustimmung und mit der Bitte, noch eine gemeinsame Bekannte, die Gräfin Sinewskaja nebst ihrer Tochter, und zwei seiner Collegen hinzuzufügen. Uranow triumphirte.

Diese Gesellschaft also hatte sich am erwähnten Abend in dem großen und reich ausgestatteten Hause des Grigori Petrowitsch versammelt und sich in einem geräumigen Gemach, das zwischen dem Schreibzimmer und dem Speisezimmer lag und die Fenster zum Hofe hatte, vertheilt, damit das Fahren der Equipagen die Lectüre nicht störe.

Grigori Petrowitsch interessirte sich eigentlich wenig für den Roman, wie der Verfasser ihm mit Recht vorwarf; und das gestand er auch selbst. Aber das Gerücht von dem Roman erregte Sensation in der Gesellschaft, wurde zum Tagesereigniß und damit auch zu einem Ereigniß für ihn. Vom Morgen bis zum Abend pflegte er im Publicum zu leben; nie war er allein und verstand das auch nicht; alles, was in der großen Welt geschah ging auch ihn mehr oder weniger an; er war Wittwer und empfing bei sich meist nur Männer, selten Damen.

Auch das Conseil, in dem er diente, liebte er, weil es ihm drei Vormittage in der Woche ausfüllte; er nannte es seinen Morgenclub zum

Unterschied von dem Abendclub, d. h. dem englischen. An den freien Vormittagen machte er entweder selbst Visiten oder empfing welche; darauf speiste er bei Bekannten oder Bekannte speisten bei ihm zu Mittag. Er that sich was zu gute auf seine Diners für Feinschmecker, zu denen er die ausgesetztesten Kenner unter seinen gastronomischen Bekannten einlud. Die Abende wurden auch in Gesellschaft verbracht, entweder zu Hause, oder — häufiger — im Club, am Kartentisch.

So gingen acht Monate im Jahr unmerklich vorüber; im Mai begann für ihn die schwere Zeit, die Stagnation, die Erschöpfung. Alle reisten fort, der eine auf sein Gut, der andere ins Ausland, viele auf ihre Villen; alle auseinander. Auch er zog nothgedrungen irgend wohin fort, meist auf die Inseln, um sich nicht von der Stadt zu entfernen, aber der verhältnißmäßig kleine Kreis der zurückbleibenden Bekannten befriedigte ihn wenig; ihm blieben mausgefüllte Abende nach; und was sind auch Sommerabende in St. Petersburg, ohne Dunkelheit, ohne Lichter! Er brauchte alle, die ganze Stadt, und er wußte nun nicht, was mit sich anzufangen; mit mürrischer Miene betraf er den „strahlenden Phöbus“ darauf, daß dieser, bald nach Mitternacht, wieder am Horizonte zu scheinen anfing und zu den Fenstern hineinklickte; er aber war noch nicht zum Einschlafen gekommen..

Ueberhaupt — die sogenannte Natur, die Wälder, Berge, Seen u. s. w., konnte er nicht leiden.

„Was sie da für eine Narität entdeckt haben — gute Luft! und man empfiehlt sie noch, geradezu wie eine Arznei!“ brummte er ärgerlich, die Luft in den Alleen des Jelaginischen Parks einathmend. „Woher ist denn die Luft im Club schlecht, oder auch in unserem Conseil, wenn man sich nur nicht nahe zu Peter Fomitsch oder Semen Jakowlewitsch hinsetzt!“

So fing er auch jetzt im Mai an sich zu langweilen, als er bald am Tisch im Conseil, bald im Club einen Nachbar oder einen Theilnehmer am Whist vernißte; und jeden Morgen stand er mit der Frage auf: „wer von den Bekannten reist heute weg? bei wem haben die Empfangstage aufgehört? womit wird man den Vormittag verbringen, mit wem Mittag speisen, wie die Zeit am Abend todtschlagen?“

Und nun kommt ihm die Gelegenheit, wie gerufen: zur Lectüre des Romans Gäste zusammen zu laden!

Ob der Roman gut oder schlecht ist, ob die Zuhörer mit dem Verfasser und der Verfasser mit den Zuhörern zufrieden sein werden — darauf kommt es ihm durchaus nicht an; sondern darauf, daß diese ganze Procedur ihm nicht weniger als eine Woche ausfüllt: das Herumfahren zu den Einladungen und endlich die ersuchte Soirée, wie im Winter veranstaltet, weit über Mitternacht ausgedehnt und schließlich das Souper bis zum Morgen!

Außerdem wird man nachher lange davon sprechen, daß der Autor den Roman zum ersten Mal beinahe öffentlich bei ihm — Uranow — vorgelesen hat!

Nachdem nun zuerst und am sorgfältigsten das Menu des Abendessens in Betracht gezogen worden, bemühte er sich auch darum — denn seinem „savoir vivre“ muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen — daß die Gesellschaft der Zuhörer Autoritäten als Vertreter der literarischen Welt aufzuweisen habe. Er lud vor allen einen bekannten Professor der Literatur ein, der viele Bücher über dieses Fach geschrieben hatte; ferner einen alten Herrn Namens Krasnoperow, seinen Kollegen und Freund, den er für einen Kenner der Literatur hielt, weil er einstmals ein Freund von Gretsch und Bulgarin gewesen war; endlich einen bejahrten belletristischen Schriftsteller, der ihm vom Club her bekannt war.

Außerdem beauftragte Grigori Petrowitsch seinen Neffen, einen Studenten, der bei ihm im Hause lebte und den er — selbst kinderlos — wie einen Sohn liebte, ihm zu helfen, um den Abend anziehend zu gestalten und jemand von den modernen Publicisten mitzubringen; jener versprach den Redacteur einer bekannten Zeitschrift und den Kritiker des belletristischen Theiles von irgend einer Zeitung einzuführen.

Der Autor erschien fünf Minuten vor acht Uhr und bewillkommnete ganz zuerst, ostensiv und freundschaftlich die auf seinen Wunsch eingeladene Gräfin Sinewskaja, begrüßte darauf alle übrigen Bekannten und machte mit den ihm unbekanntem Zuhörern flüchtig Bekanntschaft, indem der Hausherr sie ihm, ihre Namen nehmend, vorstellte; der Autor antwortete dem einen mit einem Händedruck, dem anderen mit einer ganzen oder halben Verbeugung; mit Etlichen sprach er einige Worte.

Dann trat er zum Tisch, nahm einem seiner Kollegen, mit dem er zusammen gekommen war, eine Mappe ab, öffnete sie, nahm einige fein und hübsch geschriebene Heftchen heraus, und, mit einem flüchtigen Blick über die Versammlung hinschweisend, begann er in verbindlichem Tone: „Ich bin bereit; darf ich anfangen?“

Alle verbeugten sich und beeilten sich ihre Plätze einzunehmen.

Den Präsentirteller mit Zuckerwasser, Selters, Limonade und allem, was man in solchen Fällen dem Vorlesenden unter die Nase zu stellen pflegt, was fast nie getrunken wird und nur den Raum auf dem Tisch beengt, — schob er behutsam von sich zurück; darauf fing er in angenehmem tiefem Baryton zu lesen an.

Wollen wir zuerst die Gäste betrachten und dann zuhören.

Die Gäste hatten sich auf Lehnstühlen, Sesseln, dos-à-dos' und anderen bequemen Sitzen in einem unregelmäßigen Halbkreise in drei Reihen niedergelassen.

Vorn saßen die Damen; da war die Fürstin Tezkaja mit ihrer Tochter; sie trug ein dunkles Kleid aus moiré antique und eine Sammetmantille, die sie auf die Lehne des Stuhles gleiten ließ; sie hatte einen hübschen Saffianbeutel, aus dem sie ein Strickzeug mit Nadeln aus Elfenbein hervorholte, und begann zu arbeiten; übrigens wohl mehr zum Schein, da sie unter fünf Malen nur einmal mit der Nadel die richtige Stelle traf; sie ließ oft die Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, indem sie wie vor Schreck oder plötzlichem Schmerz beständig zusammenfuhr und stark blinzelte; bisweilen entrang sich ihr auch ein Laut, wie „ach!“ oder „oh!“, von neuem Zusammenschauern begleitet. Hierauf achtete fast Niemand; alle wußten, daß sie „Nerven“ hatte, und hatten sich daran gewöhnt.

Auf dem Gesicht und der ganzen Gestalt der jungen Fürstin, ihrer Tochter, thronte dagegen unerschütterliche Ruhe; weder Vergnügen noch Langeweile sprach sich auf diesem Gesicht aus; man hätte es ein Marmorbildniß nennen können, wenn nicht jedes Mal, sobald im Roman von Liebe die Rede war, ihr Gesicht urplötzlich den Ausdruck nichtsbegreifender Unschuld angenommen hätte.

Die junge Fürstin saß ein wenig vor den Uebrigen; das Licht der Lampe beleuchtete grell von der Seite den Kopf, die Büste und die Arme; sie war in ein weißlich schimmerndes rosa Gewand gekleidet, hielt einen Schildpatt Fächer in der Hand und hatte ein Spizentuch nachlässig auf den Schooß geworfen. Die Mutter musterte oft die Toilette der Tochter: ob sich nicht irgendwelche widerspänstige Haarsträhnen lösten, ob das Kettchen mit dem Brillantkrenz regelrecht auf dem Hals und der Brust liege, ob die Schleife am Fuß sich schön ausnehme. Die Spitze des rosafarbenen Stiefelchens en miniature guckte kokett unter dem Kleide hervor und war die ganze Zeit, so lange die Vorlesung dauerte, zu sehen.

Neben ihnen etwas mehr nach hinten hatte eine Dame von etwa dreißig Jahren Platz genommen, eine volle, rundliche nicht hohe Gestalt, mit himmelblauen kindlichen Augen, in blauem Kleide und auch mit blauem Kopfsputz; über ihr Gesicht, das groß und hübsch war, wie bei einer gesunden Amme, hatte sich eine reichliche Röthe ergossen und ihre Lippen verließ nicht das ebenfalls kindliche Lächeln; mit diesem Lächeln trat sie ein, mit ihm begrüßte sie alle, mit diesem Lächeln hörte sie die Vorlesung an und wird wegfahren mit demselben stereotypen Lächeln, das allen ihren Bekannten ebenso bekannt war, wie das Zusammenzucken und die „Ach's“ der Fürstin Tezkaja oder der Ausdruck des Nichtbegreifens bei Anspielungen auf die Liebe auf dem Gesicht ihrer Tochter. Sie erschien mit diesem Lächeln überall, sogar auf Beerdigungen — auch jetzt strahlte sie vor Vergnügen, noch vor Beginn der Vorlesung. „Ça doit être joli!“ flüsterte sie ihren Nachbarn

zu. Es war die in den Gesellschaftskreisen bekannte Wittve Liliua; immer mit allem zufrieden, liebte sie alle und wurde von allen geliebt und verwöhnt, und war eine leidenschaftliche Freundin von Aufführungen im häuslichen Kreise, jeder Art Vorlesungen und Concerten.

Zum Autor selbst, dicht neben ihn hatte sich der alte Graf Pestow gesetzt, ein Petrefact eines Weltmannes, der an Tugouchowsky *) erinnerte; er schaute schon zehn Jahre mit verschleiertem Blick um sich und verstand nicht immer und nicht alles, was vorging; er pflegte alle Augenblick zu vergessen, wovon er sprach, bisweilen auch, mit wem er sprach, und erkannte mitunter nicht einmal seine leiblichen Enkel; dafür hatte er, wie das oft bei hochbetagten Leuten vorkommt, sein Zeitalter — den Anfang des Jahrhunderts — sammt allen Kleinigkeiten im Gedächtniß und diente als lebendes Archiv für Nachforschungen; er erinnerte sich aller seiner Zeitgenossen, der bedeutenden Begebenheiten und des kleinen Klatsches, der Chronologie, der Anekdoten, sogar dessen, wann man sich in dem Hause des einen oder anderen versammelt hatte, wessen Koch am besten gewesen war u. s. w. Man schleppte ihn, ebenso wie Tugouchowsky überall hin, unter anderem auch deshalb, weil er sich fürchtete, allein zu Hause zu bleiben und zu sterben; man bringt ihn hin, setzt ihn in einen bequemen Lehnstuhl und schiebt der Reihe nach bald den einen, bald den anderen Gast ihn zu unterhalten; und dann läßt man ihn sein; er aber sitzt da, bewegt von Zeit zu Zeit die zusammengepreßten Lippen, murmelt etwas und schläft ein.

Die Hand ans Ohr gelegt, hörte er aufmerksam die Vorlesung an.

Weiterhin im Schatten des Lampenschirmes, hatte sich auf einen kleinen Sitz die Dame niedergelassen, welche der Schriftsteller eingeladen hatte, die Gräfin Sinewskaja; und ganz nahe an ihrer Seite, fast an ihren Schooß schmiegte sich ihre Tochter, eine reizende siebenzehnjährige Brunette, in einem einfachen rosa Barège-Kleide, mit einer Schärpe aus Nesseltuch am Halse, ohne Fächer, sogar ohne Handschuhe, da sie, sobald sie sich gesetzt, sie neben sich auf das Tischchen gelegt hatte. Von den Handgelenken war bei ihr, wie bei vielen Halbwüchslingen noch nicht die Röthe des Kindesalters geschwunden; ihre hellbraunen Augen warfen um sich Strahlengarben einer naiven, unverhüllten Freude über Alles, was sie dort sehen und hören sollte. Zaghaft von der Seite richtete sie schüchterne, aber neugierige Blicke auf Alles und auf Alle: auf den Schriftsteller, auf den tauben Grafen Pestow, auf die nervösen Zuckungen der Fürstin Tezkaja, auf die Toilette der jungen Fürstin und der Liliua — und dann sah sie ihre Mutter an, gleichsam fragend, ob sie sich so richtig, wie es sich gehört, halte.

*) Eine bekannte Gestalt aus Gribojedow's Komödie: „Verstand bringt Leiden“.

Die Mutter antwortete auf ihren Blick mit einem Lächeln, wie nur Mütter es haben; man sah, daß die Tochter erst seit kurzer Zeit aus dem Hause kam, und daß alles ihr neu war.

Die Gräfin selbst hatte ein schönes Profil, einen mattweißen Teint, dunkelgraue, kluge Augen und ein gewisses feines, doppelt sinniges Lächeln, so daß man nicht enträthseln konnte, ob sie damit etwas tadelte oder billigte, ob sie sich darüber freute oder sich innerlich lustig machte.

Wegen dieser klugen Augen und des räthselhaften Lächelns hatte man sie die Sphinx genannt; sie war noch jung und vor allem jugendfrisch, so daß sie eher die ältere Schwester als die Mutter ihrer Tochter zu sein schien.

Sie hatte längst die Zuhörenden obenhin überblickt, jetzt sah sie den Autor fast unverwandt an, hin und wieder warf sie einen Blick auf ihre Tochter, sagte ihr leise lächelnd ein paar Worte und hörte dann wieder zu.

So oft der Autor die Augen vom Manuscript erhob, richtete er jedes Mal zuerst den Blick auf die Gräfin, augenscheinlich nach dem Eindruck spähend, den sie davon empfangen, dann erst ging er zu dem in ihrer Nähe sitzenden alten Tschesnew über und warf auf die übrigen einen allgemeinen unbestimmten Blick.

Der alte Tschesnew saß, die Arme auf der Brust verschränkt, die Beine übereinander geschlagen, auf einem Stuhle.

Er hatte dünnes, weiches, graues Haar, einen edlen, gutmüthigen, fast weiblichen Gesichtsausdruck und kluge, durchdringende Augen, die sich zuweilen blinzeln zusammenzogen, zuweilen sich in Nachsinnen verloren; den Kopf mit hoher offener Stirn ein wenig zurückgelehnt, hörte er zu, als ob Niemand und nichts um ihn sei.

Hinter ihm in der zweiten Reihe hatten Platz genommen: der Professor der Literatur, dann der Gast, den der Hausherr als literarischen Experten zur Vorlesung eingeladen hatte, weil er mit Gretsch und Bulgarin bekannt gewesen war und schließlich noch der ältliche Belletrist Skudelnikow. Der Professor hörte mit strenger, berufsmäßiger Aufmerksamkeit zu, indem er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, einen der Gelegenheit angemessenen Gesichtsausdruck beibehielt.

Der Freund von Gretsch und Bulgarin hörte zu, das Kinn in das weite Jabot seines Halstuches gesenkt; bisweilen schüttelte er ein wenig den Kopf oder gähnte in die Hand hinein und blickte zerstreut nach den Bildern hin, die an den Wänden aufgehängt waren.

Sobald der Nachbar von beiden, der Belletrist Skudelnikow, sich nur gesetzt hatte, rührte er sich auch nicht mehr im Lehnstuhl, als ob er darauf angewachsen wäre und schlief ein. Von Zeit zu Zeit hob er die apathischen Augen, sah auf den Autor hin und senkte sie wieder; ihm war offenbar

sowohl die Vorlesung als die Literatur gleichgiltig und überhaupt alles um ihn her.

Grigori Petrowitsch hatte ihn aus seinem Nest hervorgezogen, hatte ihm einen guten Roman versprochen, gute Gesellschaft, hübsche, sogar schöne Damen und ein gutes Souper, so war er denn gekommen.

Etwas weiter weg saß der von dem Neffen, dem Studenten, auf die Bitte des Onkels eingeladene Zeitungsredacteur, ein ziemlich rundgebauter Blondin von mittlerem Wuchse, von mittleren Jahren, anständigem Aeußern, im Frack und weißer Cravatte; dieser hörte mit dem Ausdruck höflichen Gleichmuths im Gesicht, die Lectüre an.

Dann saßen da zwei, drei Zuhörer von der Art, welche finden, daß, wenn man zur Vorlesung, von was es auch sei, geladen wird, es sehr gut sein muß; hinter ihnen hatten auch Solche Platz genommen, welche immer der Meinung sind, daß, wenn man Jemanden zu einer Vorlesung einladet, es unausbleiblich sehr langweilig ist.

Unter den Letzteren ragte besonders ein Gast hervor, ein bejahrter, corpulenter, asthmatischer Herr, Iwan Njitsch Suchow, welcher eingeladen worden, weil er dem Hausherrn nah befreundet war und er ihn besonders als Tischnachbar gern hatte — sowohl im Conseil als im englischen Club. Er gab während der Vorlesung einige Zeichen der Ungeduld kund: er athmete laut, bald mit dem Munde, bald mit der Nase, bedeckte zuweilen den gähnenden Mund mit der Hand und versuchte mit seinen Nachbarn Gespräche anzuknüpfen, am häufigsten mit einem im Dienste stehenden General, einem noch nicht alten, kräftigen, frischen Manne von strammer Haltung und schlichtem, aber energischem Ausdruck; dieser war bekannt als tüchtig im Kriege und zugleich als guter militärischer Administrator; die Literatur sah er von einem einigermaßen militärischen Standpunkte an, indem er zur Erholung las, was ihm vorkam, meistens aber überhaupt nicht las; er stand mit dem Hausherrn, Suchow und dem Autor des Romans selbst in beständigem Verkehr, sowohl dienstlichem als gesellschaftlichem, und sie bildeten zusammen einen engeren Kreis.

Nicht weit von ihnen auf einem einfachen geflochtenen Stuhle saß, ebenso gekleidet wie der Journalist, im Frack und weißer Cravatte, einer der eingeladenen Collegen des Autors, ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit ernstem Gesicht; er hatte eine dicke Falte auf der Stirn von der angestrengten Aufmerksamkeit, mit der er zuhörte, indem er gerade dasaß und den Hut auf den Knien hielt.

Er schien mühsam und widerwillig in den Sinn des Vorgetragenen einzudringen, dabei blickte er forschend bald auf den Autor, bald auf einen oder den anderen der Zuhörer.

Dies war Zwan Zwanowitsch Kaljanow, ein Colleague des Autors und einer seiner wichtigsten Gehilfen in der Commission für Reorganisationen und andere Geschäfte, die ihm übertragen wurden. Er galt für die Hauptstütze der Behörde und für die rechte Hand seines Chefs; nicht einmal ein Minister hat Jemanden gehabt, der zum Vollziehen von Aufträgen auf seinem Gebiet treuer, accurater und bewanderter war, als Zwan Zwanowitsch. Selbst ersann er nichts und schlug nichts Neues vor, sondern er nahm das ihm gebotene Material — etwa ein Gesetzesproject oder irgend eine neue Maßregel — und, bewaffnet mit kleinen und großen Codificationen, mit der Reichsgesetzesammlung, mit Verordnungen und Special-Instructionen, gab er der Idee Fleisch und Bein, er verhalf ihr zur organischen Incarnation.

Er bewunderte an seinem Chef die productive geistige Thätigkeit, die Erfindsamkeit und den Glanz der Talente; und jener fühlte, daß ohne einen solchen technischen Organisator, wie Zwan Zwanowitsch, seine Ideen und Pläne, Andeutungen und Desiderata — nicht ihr Ziel erreichen würden.

Sie waren durch die Bande, wenn nicht der Freundschaft, so doch des Dienstes, eng verbunden und achteten sich gegenseitig.

Außerhalb der Commission war alles an ihnen verschieden: die Neigungen, Liebhabereien, Vergnügungen; der Eine lebte in der großen Welt, in der Gesellschaft, der Andere zu Hause, saß über seinen Schriftstücken und am Abend ebenfalls zu Hause bei den Karten, mit zwei, drei Freunden, bei seiner Partie Fixe.

Wie gerieth ein solcher Mensch hierher in die Vorlesung? Er selbst konnte sich nicht genug darüber wundern; es war unversehens auf folgende Weise dazu gekommen.

Als Kaljanow einmal ganz leise mit seinen Papieren kam und in das Cabinet des Präsidenten der Commission einen Blick warf und bemerkte, daß dieser in Schreiben vertieft war, schlich er auf den Fußspitzen hinaus; aber die Thür knarrte und der Präsident rief ihn zurück. „Sie sind es, Zwan Zwanowitsch, weshalb kommen Sie nicht herein?“ fragte er.

„Sie scheinen sehr beschäftigt zu sein“.

„Das was Sie mir jetzt eben und auch sonst überhaupt bringen, ist immer wichtiger als das, was ich ohne Sie und insbesondere was ich in diesem Augenblick treibe!“ sagte jener mit lebenswürdigem Lächeln, indem er seine Schreiberei bei Seite schob und ihn Platz zu nehmen nöthigte. — „Was haben Sie?“

Jener reichte ihm zwei Schriftstücke, auch Zeichnungen und fügte eine lange, mündliche Erklärung hinzu.

„Sehen Sie, dort ist der Plan, der Kostenanschlag und die Belege dazu,“ sagte er auf das andere Papier weisend: „und die Risse und das

Gutachten, wenn sie ihre Zustimmung geben, so lasse ich die Unterlegung anfertigen, da alle übrigen Commissionsglieder beistimmen.“

„Ich weiß, ich weiß! schön, lassen Sie es hier; ich werde es ansehen und Ihnen morgen mit der Antwort zurückschicken; giebt es weiter nichts?“

„Es ist noch etwas, aber das kann zur nächsten Sitzung bleiben, aber dieses möchten wir schneller abmachen; man wartet.“

Kaljanaw stand auf.

„Wohin denn? sofort wird man uns Thee bringen; da ist eine Cigarre!“ nöthigte ihn Lew Swanowitsch Bebikow — so hieß der Präsident.

„Ich danke, zu Hause wartet man auf mich, und Sie arbeiten ja auch!“

„Wissen Sie, was ich arbeite?“ sagte Lew Swanowitsch, indem er das Heft, an dem er bis dahin geschrieben hatte, zu sich zog.

Kaljanaw schwieg.

„Ich schreibe einen Roman.“

Jener schwieg immer noch und hob nur etwas die Augenbrauen.

„Sie glauben es nicht?“ fragte Bebikow lächelnd.

Jener antwortete auch mit einem Lächeln.

„Gewiß ein schöner Roman,“ sagte er auf das Heft sehend. „Darüber wird der Kanzlei ein halbes Jahr lang die Arbeit nicht ausgehen, so viel mag er zu thun geben, und der Kanzleivorsteher, d. h. Ihr gehorsamer Diener, wird darüber die Nächte nicht schlafen.“

Lew Swanowitsch lachte.

„Keine Angst! Ihnen droht nur die Gefahr, ihn anzuhören und Ihr Gutachten darüber abzugeben“.

„Ich wußte auch ohnedem, daß es also Arbeit giebt! kann man aber erfahren, wovon dieser Roman handelt: ist es nicht wieder über die probeweise Einführung vorläufiger Maßregeln? . . . Meine Ansicht darüber kennen Sie schon . . .“

„Nein, nein!“ entgegnete lachend Bebikow, „ein Roman, ein wirklicher Roman! weshalb glauben Sie es nicht?“

„Sie werden sich doch nicht befassen . . .“

„Mit solchen Possen, nicht wahr? sprechen Sie aufrichtig!“

Kaljanow schwieg aus Höflichkeit.

„Welch ein Barbarenthum, Swan Swanowitsch! Sie wissen nicht, daß in unserer Zeit die Zeitungen und Romane sehr ernsthafte Dinge geworden sind! Die Zeitung ist nicht nur die lebendige Chronik der modernen Geschichte, sondern auch der Hebel des Archimedes, der in Europa die Welt der Politik und der socialen Fragen bewegt; auch der Roman hat aufgehört eine bloße Unterhaltung zu sein: an ihm studirt man das Leben; er ist zum giltigen Leitfaden geworden für die Erforschung der gegenseitigen Beziehungen, Leiden-

schaften, Sympathien und Antipathien . . . mit einem Wort zur Schule des Lebens!“

Kaljanow begann mit einer gewissen Gleichgiltigkeit zur Seite zu sehen. „Ich weiß ja, daß ein Kenner da spricht!“ dachte er: „Und wie — das faust nur allein! und worüber — über Romane! Kindereien! so reich ist er — und sollte Schriftsteller werden!“

„Jetzt haben sich Alle auf den Roman geworfen“, fuhr Bebitow fort: „die Einen schreiben welche, die Anderen lesen sie; Staatsmänner, Politiker, Frauenzimmer, sogar Geistliche haben viel Romane geschrieben, und Alle lehren oder lernen, die subtilen Gesetze des individuellen, communalen, politischen, socialen und jeden anderen Lebens dem Romane abzulauschen! Und dennoch ist es dummes Zeug!“ dachte Kaljanow, entschloß sich aber nicht, es laut zu sagen, da er dachte: — „nun, wenn er also doch wirklich schreibt an diesem . . . dummen Zeug! Schlimm! übrigens nein — unmöglich!“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Zunmer noch glauben Sie es nicht?“ sagte Bebitow; „Nun, Sie werden es glauben, wenn ich Sie einlade, den Roman anzuhören! Sie werden sich doch nicht weigern?“

„Nein, ich höre immer Alles an, was Ihnen beliebt, mir vorzutragen . . .“ sagte er gehorsam.

„Und widerlegen es oft; aber immer mit Erfolg und zum Nutzen der Sache . . .“

„Ist denn dies auch eine Sache?“ entfuhr es plötzlich den Lippen Kaljanows.

Beide fingen an zu lachen.

„Sie haben nur das Wort „Bosßen“ im Gedächtniß behalten,“ sagte der Präsident, „aber von meiner Erörterung über die Bedeutung des Romans . . .“

„Habe ich Kenntniß genommen,“ soufflirte Kaljanow.

„Nehmen Sie sie nur auch zur Nachachtung,“ vollendete Lew Swanowitsch den Satz, „und wenn ich Sie einlade zuzuhören, so formuliren Sie mir Ihre Meinung darüber; ja?“

Kaljanow verbeugte sich, blickte noch einmal mißtrauisch auf seinen Vorgesetzten, schielte auf das Heftchen und ging hinaus, immer noch überlegend, wie viel das der ganzen Commission und ihm zu thun geben werde.

„Da haben wir mal einen Roman,“ war sein Schlussergebnis.

Nicht, daß es den Präsidenten interessirte die Ansicht des Swan Swanowitsch über den Roman zu erfahren, aber er hatte ihn eingeladen, weil es sich so gefügt hatte und auch weil er seinem Gehilfen eine Liebenswürdigkeit erweisen wollte. Kaljanow vergaß dieses Gespräch.

Doch wie groß war sein Erstaunen, als einen Monat darauf, und

zwar im Mai Lew Swanowitsch ein Mal nach der Berichterstattung verkündigte, Grigori Petrowitsch Uranow werde zu ihm, Kaljanow kommen, um ihn zur Vorlesung des Romans einzuladen.

„Welchen Romans?“ fragte schnell Kaljanow, und befann sich dann erst auf das frühere Gespräch.

„Sie haben Ihr Wort gegeben,“ erinnerte ihn sein Chef.

„Ist das also wirklich nicht eine . . . Mystification?“ fragte er unsicher.

„Was für eine Mystification — sehen Sie sich mal satt daran!“

Dabei zeigte ihm Bebitow ein Häufchen enggeschriebener Hefte.

„Geben Sie Acht — ich erwarte Ihre Kritik!“ sagte er.

Kaljanow ging nachdenklich weg; denn er traute der Sache immer noch nicht und vermuthete irgend eine Ueberraschung.

„Er ist capabel, dort am Abend bei Uranow die ganze Commission zu versammeln und dann irgend ein Project vorzulesen oder eine „Idee“ zu entwickeln . . . Ihm ist es zuzutrauen! ach diese „Ideen“!“

Am festgesetzten Abend jedoch zog er einen Frack an, legte eine weiße Cravatte um und kam zu Uranow.

„Auch Damen sind da: was ist denn das — sollte es sich dennoch wirklich um einen Roman handeln?“ flüsterte er, indem er schüchtern in der dritten Reihe der Zuhörer Platz nahm.

Der andere Colleague des Autors, Fertow, setzte sich dagegen gar nicht; er flatterte wie ein Zephyr zwischen den Zuhörern herum, und indem er sich bald zu diesem, bald zu jenem, besonders zu den Damen beugte, ließ er über den Roman, den er schon gehört hatte, je einige Worte begeisterten Lobes fallen.

Er war ein hochgewachsener, schöner, ausgezeichnet fein gekleideter Herr von etwa vierzig Jahren, behend, blondhaarig und helläugig, mit dem Scheitel in der Mitte des Kopfes, mit einem auf die Schultern herabwallenden Backenbart, mit den besten Manieren, — mit einem Wort, das Muster einer Salonfigur.

Auch Fertow war für den Autor eine unentbehrliche Persönlichkeit, sowohl im Dienst, als in allen anderen Angelegenheiten, aber in ganz anderer Art, als Kaljanow. In den Geschäften zog er besondere vorbereitende Erkundigungen ein, stellte Nachforschungen an, tâtaît le terrain in dem einen oder anderen Ressort — nicht auf dem Wege papierner Rescripte, sondern persönlich; er wurde zu Compromissen benutzt, er ebnete die Wege, beseitigte durch sein gewandtes und einnehmendes Wesen Mißverständnisse u. s. w. Nebenbei war er aber auch das treue Echo der städtischen Neuigkeiten und Gerüchte, besonders aus den höheren Sphären.

Hinter allen Uebrigen, in der Ecke am Kamin, hatte sich der Zeitungs-

kritiker Krefow placirt, den der Neffe des Hausherrn seinem Versprechen gemäß mitgebracht hatte. Er war von mittlerem Wuchse und trug einen dichten dunkelblonden Vollbart, von welchem der ganze untere Theil seines Gesichtes und zum Theil auch die Nase bedeckt wurde. Geleidet war er in ein kurzes Jaquette und sommerlich helle Hosen. Er queetschte in seinen Händen einen weichen grauen Hut und wußte offenbar nicht, was mit sich anzufangen. Er verbarg sich in den Schatten einer Ecke, wohin ihn der Student, nachdem er ihn seinem Onkel vorgestellt, geführt hatte. „Sitz dort! Ich helfe dem Onkel die Gäste zu empfangen; nachher komm ich zu Dir!“ sagte er. „Sieh zu, prell mich nicht, sonst zieh ich los!“ entgegnete jener.

Nun sah er sich jeden Gast, den Hausherrn, den Autor, die ganze Umgebung an, streifte mit dem Fuß die Kohlenzange, die am Kamingitter klirte und schien einige Mal aufstehen und wirklich weggehen zu wollen; doch Alles wurde ruhig; die Lectüre begann — und er setzte sich.

Eine Viertelstunde nach dem Beginn der Lectüre erschienen noch drei Zuhörer, zwei junge Militärpersonen und der Dritte ein Civilbeamter; die beiden Ersteren trugen vorsichtig die Säbel in der Hand — und alle drei schlüpfen sich, à pas de loups, zu dem Kreise hin, nahmen drei Stühle, stellten sie geräuschlos auf den Teppich und ließen sich still auf sie nieder, hinter dem Rücken des Autors.

Niemand beachtete sie, nur der Herr des Hauses drohte ihnen freundlich mit dem Finger und die Fürstin Tektaja warf einen schnellen Blick auf den Civilisten; er verneigte sich, mehr mit den Augen, sie wiederholte jedoch nicht ihren Blick.

Der Roman fing an mit der Beschreibung eines glänzenden Balles, auf welchem die beiden Hauptpersonen des Romans, oder der Held und die Heldin erscheinen; er — ein Graf, sie — eine Fürstin. Sie ist ein leuchtender Stern der großen Welt, vermöge ihrer Schönheit, Eleganz und ihres Geistes. Er, eine hübsche, gewandte, ebenfalls glänzende Erscheinung, ist Offizier in einem der ersten Garderegimenter.

Unter der Maske der Wahrung des strengsten Anstandes, zügelt er kaum die Gluth der Leidenschaft für seine Fürstin: er sucht ihren Blick, will ihr etwas sagen; doch sie scheint ihn nicht zu bemerken, und wie die Tatiana des Onegin umhüllen sie Kälte und Unnahbarkeit. Er ist entsetzt: woher kommt eine solche Veränderung! Noch vor so kurzer Zeit, vor etwa drei Tagen, ruhte ihr Blick auf ihm so voll von Theilnahme, hörte er die leisen Worte zarter Leidenschaft — und jetzt auf einmal sieht sie ihn nicht einmal an! Was ist vorgefallen? Er ging, der Fürstin folgend, aus einem Saal in den andern und erspähte einen Moment, um zu erfahren, was diese

Veränderung bedeute, woher bei ihr diese Unruhe, in ihrem Gesicht dieser Ausdruck von Zurückhaltung und Leiden stamme.

„Ich habe Sie eine ganze Ewigkeit nicht gesehen — und nun, Welch ein Empfang!“ sagte er mit sanftem Vorwurf zu ihr herantretend, als sie allein war.

„Ich habe Sie noch gestern gesehen,“ entgegnete sie trocken, ohne ihn anzusehen.

„Wo? wann?“

„Ich fuhr über die Brücke, über die Fontanka und sah von Weitem, wie Sie auf dem Uferdamm spazierten . . . mit einer Dame, schien es . . . nicht wahr?“

„Ja . . . wirklich . . .“ sagte er stockend.

„Wer ist diese Dame? Kein Geheimniß?“ fragte sie nachlässig, den Fächer bewegend. Er antwortete nicht sogleich, er wollte auch nicht antworten, aber es war nicht zu umgehen.

„Das . . . das . . . war Mme Armand . . . eine französische Schauspielerin.“

„Ah!“ sagte sie kühl und sah ihn unverwandt an.

„Ich begegnete ihr unvermuthet und ging etwas mit ihr . . .“

„Ich verlange keine Erklärungen und Einzelheiten!“ unterbrach sie ihn trocken und ging weg.

Er verfolgte sie, wie sie, bald mit Einem, bald mit dem Anderen sprechend, zu dem Fräulein Lydia N. ging und sich neben sie setzte.

„Ich bin gestern zu Ihnen gekommen, chère Lydia, ungefähr um drei Uhr, aber Sie waren nicht da; wo waren Sie?“ fragte sie.

„Ja, Maman sagte es mir; es that mir sehr leid . . . ich hatte nothwendiger Weise ausfahren müssen . . .“ antwortete Lydia, sagte aber nicht wohin.

„Mir war es so vorgekommen, als ob ich Sie auf der Straße gesehen hätte und ich kam an zu Ihnen, um zu erfahren, ob ich mich nicht getäuscht hätte?“

Sie sah Lydia an und bemerkte, daß diese verlegen wurde. Auch das Gesicht der Fürstin änderte seinen Ausdruck.

„Mon Dieu!“ rief jede von ihnen innerlich aus.

„Sollte sie es wirklich bemerkt haben!“ dachte Lydia.

„Das war sie!“ dachte die Fürstin.

Der Ball ging zu Ende, die Fürstin machte sich auf und wandte sich zum Ausgang; der Graf kam ihr zuvor; er reichte ihr die Hand.

„A demain . . . n'est-ce pas? Puis-je vous suivre!“ murmelte er. Sie nahm nicht seinen Arm.

„Vous croyez vous adresser à Lydie N., peut-être?“ sagte sie: „vous vous trompez; la voilà!“ Sie wies mit dem Fächer hin, wo Lydia saß. „Restez auprès d'elle. „Général! donnez moi votre bras!“ wandte sie sich an einen vorübergehenden General und ging an seinem Arm die Treppe hinunter, ohne dem Helden einen Blick zuzuwenden.

Er blieb erstarrt dort stehen und kehrte dann langsam in den Saal zurück; er sah Lydia an; sie war eine reizende junge Blondine, in der Blüthe der Jahre, schlank, graziös, mit klugen Augen, einfach und geschmackvoll gekleidet.

Er sagte ihr irgend eine banale Phrase und sah ihr aufmerksam in die Augen, in der Hoffnung, sie werde vielleicht die Anspielung der Fürstin aufklären.

In ihren Augen sprach sich wirklich etwas Besonderes aus; ihr Blick irrte zerstreut umher, blieb auf keinem Gegenstande haften; offenbar waren ihre Gedanken nicht hier. Sie war nachdenklich, fast traurig, wahrscheinlich rührte das her von dem flüchtigen Gespräche mit der Fürstin. Aber der Graf hatte dieses Gespräch nicht gehört, und wenn er es auch gehört hätte, so hätte er damit doch nicht den Schlüssel zu der Anspielung der Fürstin gewonnen.

Nachdem der Graf etwa eine Minute vor ihr gestanden hatte, ging er zum Ausgang und traf auf der Treppe einen Adjutanten, den Baron W., der sich dort aufgehalten und die Scene des Abschieds mit der Fürstin angesehen hatte: wie sie den Arm des Grafen nicht annahm und mit dem General ging. Der Baron war ihr nachgeeeilt und nachdem er sie nebst dem General bis zur Kutsche begleitet hatte, kehrte er auf den Ball zurück. Die Fürstin war ihm nicht gleichgiltig und er konnte den Grafen als begünstigten Nebenbuhler nicht leiden. Der Graf verstand seine Lage und verzieh ihm, d. h. er war gleichgiltig gegen seinen Haß, doch jener, wie Shakespeares Jago, suchte eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen.

Der Graf indessen, gemartert von der Kälte der Fürstin, schrieb ihr einen Brief, in welchem er auseinandersetzte, wie er am Tage vor dem Ball Mme. Armand getroffen habe, als sie aus einem Hause trat und ihre Kutsche nicht vorfand; er stieg aus dem Schlitten und ging mit ihr zu Fuß längs dem Quai der Fontanka bis zum Newski-Prospect, wo sie sich auch trennten; er bot ihr seinen Schlitten an und sie fuhr weg. Er fügte hinzu, daß diese Mme. Armand der ganzen jeunesse dorée St. Petersburgs bekannt sei, daß sie zu einer bekannten Persönlichkeit in nahen Beziehungen stehe, daß solches die ganze Stadt wisse, und daß gegen ihn Verdacht zu hegen sowohl der Fürstin als auch seines Charakters unwürdig wäre u. s. w.

Er fügte aber nicht hinzu, wie lustig er mit der Französin geplaudert,

sich zu ihr geneigt, gescherzt, gelacht, mit ihr ein lebhaftes Gespräch, wie auf dem Maskenball, geführt hatte.

Die Fürstin jedoch hatte das gesehen; von der Brücke kommend hatte sie der Aufsicht halber sofort auch vor der Spaziergang Jener anzuwandeln gefolgt; sie sah sie von hinten und konnte nicht das Gesicht der Dame zu sehen bekommen; sie sah nur ihre Gestalt und ihren Wuchs — das Alles war Lydias Gestalt und Wuchs auffallend ähnlich, besonders zwei lange Locken waren genau ebenso wie bei Jener: von derselben Farbe und ebenso unter dem Hute zurückfallend, glitten sie ihr über die Schultern. Die übrigen Merkmale soufflirte die Phantasie, d. h. die Eifersucht; die Fürstin fand auch den Gang der Dame übereinstimmend, ferner daß ihr Zobelpelz und alles wie bei Lydia sei.

Hier ging der Verfasser des Romans auf eine feine psychologische Analyse der Eifersucht ein: wie sie alle kleinen Merkmale beobachte, viele selbst schaffe, sie gruppire, und der Seele ihres Opfers eine Hölle bereite.

Die Fürstin hatte sie lange mit den Augen verfolgt und sich dann zum Hause der Lydia N. fahren lassen, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob sie zu Hause sei oder nicht, und hatte sie nicht vorgefunden. Das war der Grund, weshalb sie Lydia fragte, wo sie gewesen sei? Lydias Verlegenheit bestätigte ihre Vermuthung, und die blinde Eifersucht verwandelte sie in feste Ueberzeugung.

Sie verbannte die heilsamen Zweifel, die in ihrem Geiste Zutritt suchten in der Form von Fragen: „Wie wird Lydia, eine junge Dame, die zur besten Gesellschaft gehört, die Eltern hat — Leute mit einer Stellung und Verbindungen in der großen Welt, — wie wird sie plötzlich ihren Ruf aufs Spiel setzen, allein von Hause fahren zu einem geheimen Stellbichein, zu Zweien mit einem jungen Manne, den alle kennen, öffentlich spazieren gehen?“ Die Fürstin verscheuchte diese Fragen, wie „lästige Fliegen“, nach den Worten des Autors, weil die Eifersucht, so bald sie einmal den wichtigsten Stützpunkt, die gesunde Logik verloren hat, wie jedes Fieber, d. h. jede Leidenschaft, sich von Hallucinationen nährt und unterhält und sich selbst eine Reihe von Foltern schafft. Nun eben fiel es der Fürstin auch ein, daß Lydia schon 20 Jahre alt, ihr Vater ganz vom Dienst in Anspruch genommen, die Mutter aber eine kränkliche Frau sei, und sie mit ihr nicht ausfahren könne; daß Lydia mit einer Gesellschafterin, oft aber auch allein ausfahre; daß auf ihr sogar die Pflichten der Haushaltung ruhen und daß sie — kein Vorbild für viele andere junge Damen, — ein bedeutendes Maaß von Selbständigkeit genieße. Alle Welt wußte das, aber Niemandem kam es in den Sinn, in ihrem Verhalten etwas Geheimnißvolles und Verdächtiges zu sehen: das hatte im Widerspruch gestanden zu dem Charakter ihrer Person,

ihrer Erziehung und dem sittlichen Zuschnitt und Ton ihres ganzen Hauses und ihrer allgemein geachteten Familie.

Jedoch die Fürstin hörte nicht auf diese Stimmen der Vernunft; in ihren Augen funkelte eine rothe Flamme, im Innern brannte es.

„Weshalb gerieth sie denn in Verwirrung, als ich andeutete, daß ich sie gesehen? Weshalb erzählte sie nicht bis zu Ende, wo sie gewesen sei?“ so quälte sie sich mit Fragen . . . „ja, sie war es! doch Paul sagt . . . nein, was ist Paul: c'est un traître de la plus pire espèce!“ so verurtheilte sie ihn bei sich: — „er wollte mich überreden, es sei Mme. Armand gewesen! mit der wäre er auch nicht gegangen: er verachtet diese . . .“ Das Epitheton sprach sie nicht aus.

Sie vermüßte es, daß sie dem dahinspazierenden Paare nicht nachgeeilt war, den Grafen angehalten, die Dame sich in der Nähe angesehen hatte, sondern in Lydia's Haus geeilt war. „Dann müßte ich jetzt Alles!“

Sie meinte nicht, muthmaßte nicht einmal, daß der Graf bei der Zusammenkunft mit Lydia weit ging, daß sich in diesen Zusammenkünften etwas barg, ähnlich dem, was zwischen ihr und dem Grafen bestand . . . nein, sie sah in dieser zarten Reigung des Grafen zu Lydia das Morgenroth — — nicht einer flammenden Leidenschaft, sondern einer jungen frischen, so zu sagen legitimen Liebe, jener Liebe, welche den ganzen Menschen ergreift und sein ganzes Leben durchwärmt. Und sie sollte weichen, nachdem sie ihn eben erst selbst unterworfen hatte, diesen Ritter der Ehre, männlicher Schönheit und einer gewissen Macht der Seele und des Charakters — — und ihn einer Anderen abtreten, einer kaum Erblühten, die noch nicht zu leben aufgefangen hatte.

„Jene“, überlegte sie, — „hat noch das ganze Leben vor sich: ihr Antheil am Glück wartet auf sie! aber sie nimmt ihn Jhr, zerstört ihre Leidenschaft und mit der auch sie selbst, die Fürstin: da ihr ja nichts weiter im Leben bleibt . . . nein, nein! und er! er vergilt ihr mit Verrath für Alles . . . welche Niedrigkeit! welche Niedrigkeit!“

Sie schauderte zusammen, sich nach dem Balle im Bette hin- und herwendend und schlief erst gegen Morgen ein.

Nachmittags meldete man ihr, daß Baron W., der Adjutant, gekommen sei. Obgleich sie längst seine Gefühle und Absichten in Bezug auf sich kannte, war sie ihm ausgewichen und hatte ihn ungern und selten empfangen; jetzt aber ließ sie ihn bitten einzutreten.

Sie erschraf, als sie sich im Spiegel sah, und versuchte mit etwas Puder und selbst mit etwas Schminke die Spuren der schlaflosen und qualvollen Nacht zu verdecken. Der Baron war nicht absichtslos gekommen; er hatte gestern gewisse Symptome einer Entzweiung zwischen der Fürstin und

dem Grafen aufgefangen, hatte die Scene ihres Abschiedes, und darauf das Gespräch mit Lydia N. beobachtet und von dieser, nach der Abfahrt der Fürstin, geschickt ausgekundschaftet, was die Fürstin ihr gesagt hatte. Jene hatte naiv geantwortet, die Fürstin habe geglaubt, sie auf der Straße gesehen zu haben und sei zu ihr angekommen, um zu erfahren, ob sie sich nicht getäuscht habe; nichts weiter. Der Baron aber hatte sich das ad notam genommen und war zur Fürstin gefahren, um auszuforschen so viel als möglich; bei ihm regte sich schon der Gedanke von der Möglichkeit eines Bruches zwischen dem Grafen und der Fürstin; da mußte man nachhelfen, es zu Ende führen — und . . . und . . . Mit einem Wort die Gedanken begannen ihr Spiel in seinem Kopfe.

Es kostete ihm keine Mühe zu erfahren, wie die Sache stand; nach einigen leeren Phrasen über den gestrigen Ball fragte die Fürstin selbst: ob er Mme. Armand kenne? er sagte natürlich, daß er sie kenne, wie viele Andere, d. h. wie der ganze Kreis der jeunesse dorée; daß er bisweilen bei ihr sei; daß sie eine sehr lebhaft, verständige, liebenswürdige Dame sei; und fragte schließlich seinerseits, woher sie sich so sehr für jene interessire.

„So!“ sagte die Fürstin: „ich sah sie auf der Straße, fragte, wer es sei, und man nannte sie mir . . . weiter nichts.“ Der Baron sagte nichts, er hatte schon den Faden in den Händen — und fuhr, sich von der Fürstin verabschiedend, direct zu Mme. Armand — um dort anzuklopfen, diese Geschichte aufzuklären und auf sie seinen Operationsplan zu gründen.

Er erfuhr ohne Mühe von Madame Armand, daß sie kürzlich dem Grafen begegnet sei, mit ihm auf dem Quai der Fontanka gegangen und in seinem Schlitten nach Hause gefahren sei.

Dem Baron wurde Alles klar; was er weiter mit der Französin gesprochen hatte, blieb unbekannt; als aber nachher die Fürstin vorsichtig, indirect, durch ihr ergebene Leute, aus der dritten Hand, Erkundigungen über ihren Spaziergang mit dem Grafen einzuziehen suchte, Mme. Armand jurait ses grands dieux, daß sie ihn nicht getroffen und nicht mit ihm gegangen sei.

Hier beginnt die complicirte dramatische Verwicklung des Romans. Vor allem kamen die bis dahin nur gemuthmaßten Beziehungen der Fürstin zum Grafen stark ins Gerede; darauf durchzog die Gesellschaft ein dumpfes, im Geheimen, man wußte nicht von wem (natürlich vom Baron) in Umlauf gesetztes Geflüster von einem einsamen Spaziergang der Lydia mit dem Grafen; man fing an, sie mit einer sonderbaren Neugierde anzusehen, die sie wiederum durchaus nicht auf einen Spaziergang mit dem Grafen, von dem sie ja auch nichts ahnen konnte, sondern darauf bezog, daß man, wie sie voraussetzte, ein Geheimniß von ihr erfahren habe.

Ihr Geheimniß bestand aber in Folgendem: Sie besaß vom Pensionat her eine vielgeliebte Kameradin Lisa F., welche wegen ihres Verstandes und ihrer sympathischen Geistes- und Herzenseigenschaften ihre beste Freundin war; sie waren zusammen aufgewachsen, erzogen und zusammen in die Welt eingetreten. Lisa F. lebte nach dem Austritte aus dem Pensionat in Hydias Hause, da sie kein Vermögen hatte; ihre Mutter, eine Wittwe, lebte selbst auf dem Lande bei ihrer leiblichen Schwester und überließ der Tochter ihre Pension von tausendzweihundert Rubeln; Beide konnten nicht mit diesen Mitteln in St. Petersburg auskommen, und Lisa fand ein Obdach in der Familie der Lydia M., als ihre beste Freundin, fast als ihre Schwester.

So sah auch die Welt sie an, in zwei Winterseasons erschienen sie überall unzertrennlich; zur dritten Saison war plötzlich Lydia allein da; Lisa F. war zum Sommer zu ihrer Mutter gereist und nicht vom Lande zurückgekehrt.

So wurde im Kreise ihrer Bekannten erklärt — weiter nichts. Weder Lydia noch ihr Vater und ihre Mutter ließen sich weiter darüber aus; das rief einigen Argwohn hervor. Man begann Erkundigungen einzuziehen und erfuhr, auf dem Lande, bei der Tante, habe sich mit Lisa ein Roman abgespielt und solche Folgen nach sich gezogen, daß die Tante sie nicht bei sich gehalten wollte, Lisa sei nun nach St. Petersburg zurückgekehrt und lebe mit ihrer Mutter in dumpfer Abgeschiedenheit in einer kleinen Wohnung in großer Dürftigkeit.

Das hatten alle erfahren, kritisiert und über Lisa ein schonungsloses Urtheil gefällt. Man hörte auf in der Welt über Lisa zu sprechen; nie wurde ihr Name auch in Hydias Hause genannt; Alle waren gewissermaßen überein gekommen, sie zu vergessen und vergaßen sie auch zuletzt; nicht vergessen konnte jedoch Lydia in ihr ihre beste, einzige Freundin — und vergaß sie nicht. Sie hielt sich nicht für berechtigt, über jene Richterinnen zu sein, und bewahrte nicht nur die zärtliche Neigung für Sie, sondern verdoppelte sie, umgab sie mit ihrer Fürsorge, Trost, Hilfe — mit Allem dem, was das arme, von der Liebe betrogene, aus dem privilegierten Kreise ausgestoßene Mädchen, jetzt so sehr brauchte. Die Freundschaft ließ sie nicht im Stich; Lydia erklärte ihren Eltern, daß sie ihre Freundin in der Armuth und Noth, wo ihr gerade eine Freundin unentbehrlich sei, nicht verlassen werde.

Der Vater umarmte sie, die Mutter fing an zu weinen: Beide überließen ihr zu thun, was das Herz ihr eingebe; sie liebten und bedauerten selbst die Lisa; nur beschworen sie sie, es im Geheimen zu thun, sich in Acht zu nehmen und nicht die Satzungen der Gesellschaft zu verletzen.

Lydia widmete einmal in der Woche ihrer Freundin einen freien Abend oder Vormittag, bisweilen einen ganzen Tag und fuhr in einer Mieth-

kutsche, Abends in Begleitung einer treuen und verschwiegenen Stubenmagd, am Tage — allein, zu der kleinen Wohnung in der entfernten Straße, zu ihrer lieben theuren Visa F.

Am Tage vor dem Balle hatte sie dort den Vormittag verbracht, und das war eben der Grund ihrer Befangenheit, als die Fürstin ihr sagte, sie habe sie auf der Straße wo gesehen.

Die gekränkte Fürstin empfing den Grafen nicht und antwortete nicht auf seine Briefe; nur auf einen von ihnen, den sie ungeöffnet zurückschickte, schrieb sie mit Bleistift: „vous avez menti. Adieu!“ Er war entsetzt; das Urtheil der Welt verschonte sie auch nicht; sein Gerede drang bis zu ihr und mit den ersten Strahlen des Frühlings reiste sie auf ihr Familiengut ab, schloß sich mit einer Gesellschafterin auf dem Schloß ein und fuhr nirgend wohin aus.

Lydia ertrug auch nicht die Seitenblicke, das Lächeln, das Geflüster . . . Sie wurde krank; ihre Eltern waren in Verzweiflung und schickten sie zuletzt mit einer alten Tante ins Ausland. Die Welt hatte ihr wirkliches Geheimniß nicht erfahren und heftete nur, wie der Autor des Romans sich ausdrückte, den Namen des Grafen an den ihrigen, „wie eine Etiquette an ihre Schleppe“, ohne einstweilen weiter etwas sagen zu können.

Der Graf hielt auch nicht die Folter aus; er entschloß sich zu einem kühnen Schritt, nahm Urlaub ins Ausland, kleidete sich um in Civil, schlug sich irgendwie durch zum Gute der Fürstin, ließ sich in einem Dorf nieder und streifte jeden Tag in der Dämmerung mit der Flinte auf der Schulter, um den Park der Fürstin. Endlich erblickte er sie, wie sie in tiefem Sinnen auf einer Bank unter einer Ulme saß; daneben auf dem Grase lag ein Buch; er näherte sich ihr leise durch das Gebüsch von hinten: plötzlich fiel ihr Hündchen ihn an, fing aber, als es ihn erkannte, freudig an zu winseln und schmiegte sich an ihn.

„Wer ist da?“ fragte erschreckt die Fürstin.

„Ich!“ sagte er, indem er auf den Rasen niederfiel und ihre Hände an seine Rippen drückte. „Verzeihung!“

„Sie . . . Du . . . Sie!“ rief die Fürstin fassungslos und brach in Thränen aus . . . Weshalb? aus Unmuth? aus gekränktem Stolz? nein, vor Freude, vor lauter Glück!

„Ich erwartete Dich, ich wußte, daß Du kommen würdest!“ flüsterte sie seine Küsse erwidern. „Wenn Du nicht gekommen wärest, hätte ich Dir nicht vergeben . . .“

„O Seligkeit! o Himmel!“ wiederholte er u. s. w., u. s. w.

Sie verbrachten nun im Geheimen in dieser Einsamkeit einen Sommer, wie, nach den Worten des Verfassers, weder sie noch er ihn je erlebt hatte.

Sie verlangte von ihm nicht einmal eine Aufklärung der Episode des Spazierganges mit Mme Armand und hielt ihm mit der Hand den Mund zu, als er davon zu stammeln anfing.

„Hier mit mir selbst allein, bin ich auch selbst der Wahrheit auf den Grund gekommen, und nur . . . weibliche Schüchternheit hinderte mich, Dir zu schreiben; ich wußte, daß Du kommst!“

Dabei sank er auf den Teppich oder auf das Gras und fiel mit dem Hündchen zusammen ihr zu Füßen.

Er kehrte nach St. Petersburg zurück, wo er angab, er sei zur Ordnung von Geschäften auf sein Gut verreist gewesen und begab sich dann ins Ausland; die Fürstin aber schloß sich wieder auf ihrem Gute ein.

Im Roman hatten, abgesehen von dem Helden selbst, der Heldin und dem Fräulein Lydia, noch große Rollen bekommen: ihr Vater, ein kluger Verwaltungsbeamter, ferner ein verabschiedeter General, mit festem, eigenständigen, einigermaßen galligem Charakter, und endlich der gemeinsame Freund des einen wie des anderen — der „gesunde Verstand“ dieses ganzen Kreises, ein älterer Fürst.

Die ganze Gruppe von Vertretern der alten Generation im Roman war ausgezeichnet durch Weltklugheit, Begriffe von Ehre und durch ritterliches Wesen.

In der jüngeren, ihnen zunächst stehenden Generation, ihren Kindern und Neffen, noch jungen Offizieren, spiegeln sich deutlich die erblichen Charakterzüge der Älteren, ihrer Denkweise und ihrer traditionellen Anschauungen. Beide Reihen stellen zwei parallele Generationen eines gewissen sogenannten höheren Kreises dar.

Das vorherrschende Element im Roman ist das militärische; die Zivilpersonen nehmen eine Stellung zweiten Ranges ein.

Unter anderem ist ein ganzes Capital der Beschreibung der Truppenmanöver zwischen Gatschino, Krassnoje Selo und Pawlowsk gewidmet. Stellenweise werden Züge aus dem Leben, den Sitten und den Gewohnheiten der Militärpersonen höherer Kreise angeführt.

Die Frauenwelt ist auch reich an Personal; im Vordergrund erscheinen außer den jugendlichen Heldinnen — der Fürstin und Lydia, einige Matronen aus der Gesellschaft, zwei Fürstinnen, die Eine — ernst und tugendhaft, die Andere — eitel und geschwätzig, dann noch die Mutter des jungen Mädchens, die Mutter des Helden und Andere.

Unter den handelnden Personen sind fast gar keine aus anderen niederen Sphären; nur auf dem Lande erschien als unerwarteter Verehrer der Fürstin ein Kreisarzt. Als er ihre „Melancholie“, wie er sich ausdrückte, bemerkte, fing er an sie zu versichern, sie könne zu einer ernstern Krankheit führen und

ihm sei es vom Schicksal vorausbestimmt, sein ganzes Leben der Erhaltung „ihrer kostbaren Tage“ zu weihen. Als aber mit der Ankunft des Grafen ihre „Melancholie“ augenblicklich verschwand, empfing die Fürstin nicht mehr den Arzt, und er begann nun seinerseits wie der Graf, mit der Flinte um den Park zu schweifen — aber natürlich erfolglos.

Von niederem Beruf war in dem Roman Niemand. Der Autor hielt sich beständig auf der Höhe des oberen Gesellschaftskreises und der feinen Bildung.

Die Fürstin begab sich incognito auch ins Ausland — und vereinigte sich in irgend einem abgelegenen Winkel mit dem Helden.

Im Auslande spielt die Handlung theils in deutschen Bädern, theils im südlichen Frankreich und in Italien. Der Roman war reich an Naturschilderungen, an anmuthigen und keuschen Liebeszenen, feinen Bemerkungen über die Kunstwerke in den Museen u. s. w.

Nachdem der Held und die Heldin ihre Leidenschaft gesättigt haben, fangen Beide schließlich an, etwas Mißliches in ihrem Verhältniß zu einander dunkel zu fühlen; außerdem gewahrt die Fürstin an ihrem Freunde zuerst eine Müdigkeit und dann auch seine Sympathie für Lydia, die er irgendwo in Paris und später auch in der Schweiz mit ihrer Tante getroffen hatte.

Der Graf hatte inzwischen seinen Urlaub längst überschritten und war aus dem Dienst entlassen worden; er war so von der Leidenschaft zur Fürstin besessen, daß er nicht einmal die gewöhnlichen Formalitäten erfüllte und um Verlängerung des Urlaubs nachsuchte; auch wollte er dieses nicht thun; gesetzliche Gründe hatte er nicht: er war gesund, keinerlei Geschäfte hielten ihn im Auslande zurück — und lügen, Vorwände erdenken, lag nicht in seinem Charakter. Er hatte einen Grund, den schwerwiegendsten nach den Gesetzen der Ehre — die Pflicht, alles einer Dame zum Opfer zu bringen, welche für ihn alles geopfert hatte — und zur äußersten Verzweiflung seiner Mutter und allen militärischen „gros bonnets“ seines Reiches unterwarf er sich diesem Gesetze.

Als aber nach vielen in der Einsamkeit verbrachten Monaten die gesättigte Leidenschaft sich beruhigt hatte, dann schwächer wurde und endlich ganz schwand, — da verließ die Heldin heimlich den Helden und gab ihm damit seine Freiheit zurück.

Wenn gleich der Graf und Lydia sich einander noch nicht genähert hatten, so waren die ersten Zeichen einer Annäherung doch schon bemerkbar; bei den häufigen Begegnungen an stillen, einsamen Orten, inmitten der Naturschönheiten, hatten sie immer tiefer eines in das andere die Blicke versenkt, so daß man schon das „Morgenroth“ der Liebe voraussehen konnte, welche die Fürstin in Ausbrüchen der Eifersucht vorausgeahnt hatte.

Einstweilen schloß der Roman damit. Mehr war, wie der Verfasser sagte, noch nicht geschrieben.

Nachdem der Autor die ersten Capitel gelesen hatte, schlug er vor, sich zu erholen. Die Zuhörer erhoben sich schweigend von ihren Plätzen, als ob sie nachdächten, was sie über die ersten Capitel sagen sollten — und sie sagten nichts; hier gähnte einer ein wenig, dort rührte einer die Füße, nur Wilina wiederholte mit strahlendem Lächeln «trés joli», und die junge Gräfin, Fräulein Sinewskaja preßte ihrer Mutter die Hand, sah ihr mit feuchten Blicken in die Augen und stand mit ihr zusammen vom Divan auf.

Der Schriftsteller und die Gräfin gingen an im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Gräfin, Sie werden mir jetzt wohl noch nichts sagen?“ fragte er.

„Ich werde auch später nichts sagen — wozu?“

„Wissen Sie nicht, wie hoch ich ihre Meinung schätze.“

„Ich habe keine Meinung, sondern nur Eindrücke.“

„Sagen Sie mir ihre Eindrücke.“

„Das verstehe ich nicht, man muß sie errathen.“

„Aus den Augen der Sphinx zu errathen ist schwer, es sei denn, daß Ihr Lächeln etwas verräth, das ist gütiger als ihre Augen . . .“

„Hoffentlich nicht gütiger als Wilinas Lächeln; sehen Sie hin, sie strahlt geradezu, sie brennt vor Ungebuld, Ihnen ihre Eindrücke mitzutheilen!“

Er zuckte mit den Achseln und näherte sich Tischeschnew.

„Was sagen Sie, Dimitri Swanowitsch?“ fragte er den alten Herrn, der nachdenklich den Kopf gesenkt hatte.

„Nichts — ich höre noch immer“, antwortete jener kurz.

Die Zuhörer, die gruppenweise zusammenstanden, sprachen von ganz Anderem; etliche gingen zum Buffet „sich zu erfrischen“, der Eine mit Selterswasser und Champagner, der Andere einfach mit Champagner; andere entfernten sich in das Cabinet des Hausherrn, um eine Cigarette zu rauchen.

Der verspätete junge Civilbeamte schlich zur Fürstin Tezkaja hin und küßte ihre Hand mit den Worten: „Ma tante!“

„Ach!“ schrie sie auf und zuckte zusammen.

Er lächelte bedeutsam ihrer Tochter zu.

„Eh bien?“ fragte diese kaum hörbar.

„C'est fait, ma cousine!“

„Où done?“

„Dort im Vorhause, in Ihrem Mantel.“

„Merci!“

Unterdessen wurde Thee, Gefrorenes und Confect gebracht; Grigori

Petrowitsch bot dem Autor Mandelmilch und Limonade an, fragte ihn, ob er nicht Champagner in Selterswasser wünsche und brachte ihm schließlich eine Dose mit durstlöschenden Plätzchen, die er im englischen Magazin gekauft hatte.

„In London, im Parlament,“ erklärte er, „hat jeder Redner beständig eine solche Dose in der Tasche! Ich werde sie auch in das Conseil mitbringen!“

„Gehst Du darauf aus, dort Reden wie im Parlament zu halten?“ fragte ihn sein Freund, der dicke Suchow — und beide lachten.

„Bring sie lieber in den Club, am Sonnabend, zur Erfrischung nach der Fischpastete!“ fügte er hinzu.

Uranow beruhigte sich erst, als der Autor Wein mit Wasser getrunken hatte und sich erbot weiter zu lesen, mit der Bemerkung: „wenn es nicht langweilt“!

„Laß mich los oder wollen wir zu Dir hinaufgehen!“ flüsterte der Zeitungskritiker Krewow dem jungen Uranow zu, mit einem Seitenblick auf die besternten Herren: „man verplappert sich noch am Ende — von denen da kann es was Schlimmes geben!“ Er wies auf die alten Würdenträger.

Der Student lachte.

„Was für ein Unsinn!“ sagte er, „wollen wir lieber zum Buffet gehen.“

Alle nahmen wieder Platz; die Diener nahmen die leeren Tassen und Untertassen des Gefrorenen weg; Grigori Petrowitsch stellte Crystallvasen mit Confecten auf die Tische vor die Damen und kam doch noch dazu, vor den Autor auch eine Dose mit den erfrischenden Plätzchen zu legen.

Fertow überflog wieder alle Zuhörer.

„Comme c'est beau! on se croirait transporté à l'époque d'Homère!“ sagte er, bald dem Einen, bald dem Anderen.

„C'est joli!“ sprach Wilina ihm nach.

„C'est peu dire joli — c'est sublime!“ gab er ihr zur Antwort und wollte sich zu dem Grafen Pestow beugen, um ihm auch etwas der Art zu sagen; aber der Autor warf einen bedeutsamen Blick auf ihn und er beruhigte sich.

Außer Tscheschnew waren noch zwei von den Gästen nicht von den Plätzen aufgestanden: das waren, der ältliche Belletrist, wohl aus Faulheit; er streckte nur die Füße etwas nach vorn, als ob er sich reckte; und Iwan Iwanowitsch Kaschanow, der Colleague des Verfassers, war in seiner Stellung geradezu erstarrt.

Sogar der dicke Suchow, auch er ging sich „erfrischen“ und trank ein Glas Selterswasser mit Champagner — „wegen des Asthma“, sagte er.

Beim Buffet bot der Hausherr auch Krewow zuvorkommend an, sich zu „erfrischen“.

„Das wird nicht schaden!“ sagte jener und trank ein Glas Champagner.

Kaljanow wußte wirklich nicht, wie ihm geschah; seine Hoffnung auf eine Mystification war zu Grunde gegangen — das sah er deutlich; weder eine Perustration von Projecten, noch Ergänzungssetats, keinerlei Kostenaufschläge, nichts! Derartiges kam im Roman vor; und was darin vorkam, war ihm fremd und sogar zuwider, etwa wie irgend ein kindischer Zeitvertreib.

Als er die Maturitätsprüfung für die Universität, in die Facultät der Staatswissenschaften, unter anderem auch in der Literatur ablegte, hatte er die Namen Walter Scott und Balzac, von den unseren: Sagoskin und Lashetschnikow — im Gedächtniß; später waren ihm in Zeitschriften die Namen George Sand und Victor Hugo vorgekommen, er erinnerte sich des Aufsehens, welches die „Tochter des Capitäns“ von Puschkin und darauf die Romane von Lashetschnikow, Vermontow und Gogol gemacht hatten. Aber da er den praktischen Standpunkt dienstlicher Beschäftigungen eingenommen hatte, las er weiter nichts mehr dergleichen und sah die Romane an . . . ja er sah sie eben gar nicht an. Er hielt das für eine weibliche, oder wie er sich ausdrückte, eine Weiberangelegenheit und sah finster drein, wie bei seiner Schwester, einer alten Jungfer, eine ganze Ecke, wie mit Brennholz, mit russischen und französischen Romanen vollgepfropft war.

Und nun mit einmal ladet man ihn ein, einen Roman zu hören — und verlangt noch eine Kritik von ihm.

„Was werde ich ihm sagen?“ überlegte er bei sich. — „Er wird unbedingt fragen — aha! da sieht er schon auf mich hin! Einfach sagen, „es taugt nichts“, das wäre das Bequemste und Aufrichtigste von meiner Seite — aber es geht nicht, wenn auch die Courage dazu vorhanden wäre; man muß erklären, weshalb es nichts taugt. Zu sagen: „sehr gut“ — ich würde mich auch dazu hergeben: aber wenn es dann heißt: was ist daran gut und weshalb denn! Wann aber Romane gut sind und wann nicht — das weiß der Teufel! Nein, nicht der Teufel allein: dieser Journalist hier, mein Nachbar, weiß es auch; auch jener dort, der wie ein Faulpelz aussieht — auch er weiß es; auch der alte Tscheschnew sitzt da, als ob er eine Messe anhört — man sieht, auch er fühlt sich geborgen!“

Neidisch sah er auf den einen und anderen der Zuhörer und versuchte aus ihrem Gesichtsausdruck abzulesen, was ihnen gefalle und was nicht, um sich danach eine Art von Vorrath erborgter Eindrücke zurechtzulegen und fuhr dann fort stumpf und gespannt hinzuhören.

Der Autor hatte unterdessen eine Person nach der anderen vorgeführt, er zeichnete eine Reihe zarter Scenen, Landschaften; abwechselnd strömten erhabene, edle Gedanken; es blitzten die Funken des Geistes und die zarten

Laute des Gefühls ließen sich hören, oder es zeigten sich die Schraffirstriche seiner Beobachtung. Alles das verknüpfte sich leicht unter einander, als ob es nach Noten abgespielt werde und zwanglos kamen die Hauptprobleme und Thesen des Autors zum Ausdruck.

Die Helden waren Vertreter der Principien der Ehre, der Menschenwürde und einer hohen Stufe geistiger und sittlicher Entwicklung — und das erstreckte sich auch auf die Vollendung des äußerlichen Auftretens, auf die Fähigkeit in jedem Schritt und jedem Wort Selbstachtung und Achtung der Anderen auszudrücken, auf die anmuthigen, einfachen und natürlichen Manieren, auf die Sprache und alle Formen des Zusammenlebens.

Es war die reine Sphäre der Gentlemen, der Salon des Lebens, wo Kummer und Freude, Sorgen, Mühe und Vergnügen, Gedanken, Wissen, Künste, ja sogar die Leidenschaften sich der strengen Regulirung durch die traditionelle Schule der Höfen des Lebens unterwarfen, die in der europäischen Gesellschaft einer beschränkten Minorität zugänglich ist.

Nichts Vulgaires, nichts von der unreinen, werktäglichen Seite des menschlichen Handels und Wandels war aufgenommen in den Rahmen dieses Lebens, wo alles gesäubert, ausgeräumt, beleuchtet und geschmückt war, wie in den hellen und schönen Sälen eines reichen Hauses. Die Vorhäuser, Küchen, der Hof, mit allen ihren äußeren Natürlichkeiten — nichts dergleichen drang bis hierher durch; es glänzten nur die reinen Höhepunkte des Lebens, wie die Schneegipfel der Alpen.

Der Verfasser las die folgenden Capitel nach den ersten — lebendiger, die Gäste hörten gespannter zu; alle ergriff das Interesse an dem weit in seinem Rahmen sich ausdehnenden Roman.

Nur der Zeitungskritiker Krefow wurde immer ingrimmiger, in dem Maße, als die Handlung des Romans sich entwickelte, ja auch noch der dicke Suchow athmete hörbar vor Ungeduld; während einer Scene, die irgend wo in Italien vor sich ging, sagte er sogar halbblaut seinem Nachbar, dem General: „morgen wird es regnen“!

„Wie so?“ fragte jener.

„Die Hühneraugen jucken mir. Hast Du Hühneraugen?“

Jener schüttelte verneinend den Kopf.

„Nur Schullehrer und Postillone haben Hühneraugen,“ fügte er beinahe empfindlich hinzu.

Der Autor und der Hausherr sahen gleichzeitig auf sie hin; sie verstummten und Suchow fing an laut durch die Nase zu athmen.

Die Fürstin Tezkaja fuhr zusammen, als die Scene gelesen wurde, wie die jungen Leute sich allein wieder sahen und bei der Beschreibung eines Duells ließ sie ein nervöses „Ach!“ hören.

Ihre Tochter gab etwa sechs Mal ihrem Gesicht den Ausdruck, als ob sie vor Unschuld etwas nicht verstehe.

„Mais elle est prude, ta cousine, so keusche Scenen verträgt sie nicht!“ sagte leise ein Offizier zu dem Civilbeamten, als er zweimal einen solchen Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkt hatte.

„C'est vrai! c'est pour cela, que je lui fournis les volumes de Zola. Il y en a un — dans ce moment, qui l'attend dans l'antichambre: „la Curée“. Elle le supporte parfaitement bien . . .

Beide bemühten sich das Lachen zu unterdrücken. Der Hausherr drohte ihnen von weitem.

Der Autor wandte immer häufiger seinen Blick auf die Gräfin Sinewskaja und versuchte ihre Eindrücke aufzufangen.

An schwachen Stellen, bei Längen, irrten ihre Augen zerstreut an den Wänden umher, blieben an ihrer Tochter haften oder sahen hinunter auf den Teppich; und wenn das nicht — so holte sie mechanisch Confect aus der Vase und gab es ihrer Tochter.

Dagegen bei lebendigen Scenen wandte sie kein Auge vom Autor ab, und wo sich Strahlen von Poesie, feine Züge von Beobachtung zeigten und in unerwarteter oder kühner Wendung ein Gedanke hervorblickte — wurde ihr Blick weich und um ihre Lippen schweifte das ihr eigene aenigmatische Lächeln. Und der Autor las dann zuversichtlicher und begeisterter; wenn wiederum ihre Augenbrauen sich ein wenig zusammenzogen, die Augen den räthselhaften Ausdruck verloren und das Lächeln verschwand — so nahm er einen Bleistift vom Tisch und bemerkte am Rande NB; das bedeutete — schlecht. Auch Tscheschnew ließ bei solchen Stellen entweder den Kopf tiefer sinken oder er legte ein Bein über das andere.

Der Autor bemerkte flüchtig diese kritischen Symptome; der ältliche Schriftsteller strich sich bei schwachen Stellen die Glaze, gleich als ob er sich innerlich dazu Glück wünschte, daß er selbst diese Stellen besser geschrieben haben würde.

Der Autor las die Beschreibung der militärischen Manöver vor; alle erstarben im Schweigen. Der stereotypen Schlachtendarstellung von Truppenreihen — hatte der Autor Feuer eingehaucht, er hatte der geordneten lebenden Masse eine Seele gegeben und dieses Ganze durch ein Gefühl und einen Gedanken organisch verbunden; außerdem milderte er durch mehrere Einzelheiten das Rauhe und Einförmige des Gemäldes.

Die Gräfin Sinewskaja wandte kein Auge vom Autor, Tscheschnew sah ihn auch unverwandt an, offenbar in beifälligem Gefühle.

„C'est bien écrit, n'est-ce pas?“ sagte plötzlich, als ob er eben aufwache, der Graf Bestow, indem er die Hand vom Ohr nahm und mit den Augen herumsuchte, an wen er sich wenden könne.

„Très bien écrit! oui, très bien, très bien!“ riefen energisch zwei, drei Stimmen ein, aus der Zahl Derjenigen, welche jede Lectüre, zu der man sie einladet, schön finden.

„Pourquoi n'avez vous pas érit cela en français?“ fragte der Graf, sich an den Autor wendend und die Hand ans Ohr haltend, um die Antwort zu hören.

„Und wie richtig,“ bemerkte ein Offizier, „und er ist doch kein Militär! woher weiß er es?“

„A! c'est une grande capacité! une tête, ce qu'on appelle!“ sagte halb laut der Civilbeamte. „Gehen wir von hier zu Borell? wenn es nur noch nicht geschlossen ist!“ fügte er flüsternd hinzu.

„Bah! on nous ouvrira!“ bemerkte zuversichtlich der Offizier.

„Comme c'est joli!“ sagte Lilina der jungen Fürstin Tezkaja.

„Oui, ch—ar—mant!“ antwortete jene gedehnt, indem sie mit dem Fächer spielte.

„C'est divin! c'est Homère, doublé de Tasse!“ fügte der herbeieisende Fertow hinzu, sich zur Fürstin Tezkaja beugend. „N'est-ce pas, princesse?“

„Ach!“ sagte sie zusammenschauernd.

Fertow fuhr zurück.

„Weiß der Teufel, was das ist, diese Manöver! . . . Kasernen!“ brumnte Krefow in der Ecke ziemlich laut, so daß einige sich nach ihm umsahen.

Der Student lachte still vor sich hin. Der Zeitungsredacteur verhielt sich discret und äußerte weder Zustimmung noch Tadel. Der Professor nickte beifällig mit dem Kopfe. Der Freund von Gretsch und Bulgarin, der alte Krasnoperow faltete die Hände auf dem Bauche und langweilte sich offenbar.

In dem Maße, als die Vorlesung ihrem Ende zustrebte, wurde Swan Swanowitsch Kaljanow immer ruhiger; er wurde sogar heiter und sah muthiger den Autor und die anwesenden Personen an, dabei hörte er auf die letzten Seiten des Romanes kaum hin, als sei er zu irgend einem kritischen Schlusresultat gelangt.

Um halb zwölf Uhr endigte der Autor, stand auf und verneigte sich ein wenig, sich für die Aufmerksamkeit bedankend.

Stühle wurden laut geschoben, alle standen auf, geräuschvoll applaudirend, am lautesten die, welche am wenigsten zugehört hatten, besonders der dicke Suchow — vor Freude, daß es zu Ende war.

„Wir sind die Beine geschwollen!“ sagte er dem Freunde von Gretsch und Bulgarin, sich die Waden reibend.

Der Hausherr war im Begriff, den Autor dankend zu umarmen; doch dieser lehnte es lächelnd ab.

„Mesdames und Messieurs!“ sagte er, indem er die Hefte in das Portefeuille zurücklegte und es Fertow übergab: „es wäre spät für mich die Stellung eines debutirenden Autors einzunehmen und ich suche nicht Schriftsteller-Lorbeern, sondern biete diesen Versuch meiner Feder einem Freundeskreise einfach als die Frucht meiner Muße; längst wollte ich einige Ideen, Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten aussprechen über unser sociales Leben, unsere Geschäfte, unsere Muße, ja auch Leidenschaften (wie Sie sahen, in der Sphäre, der anzugehören ich die Ehre habe), unter anderem meine Ansichten sowohl über die Kunst und Literatur als auch über Romane, wie ich sie eben auffasse. Ueberdies wählte ich noch den Roman als eine Form, in der ich meine Thesen und Ziele leichter aussprechen und die Zuhörer sie leichter kennen lernen konnten; dies ist der Gesichtspunkt, von welchem ich wünschte, daß meine Zuhörer diese Frucht meiner Muße ansehen möchten! Ich danke nochmals für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld!“

Der Applaus verstärkte sich; alle umringten den Autor: einige streckten ihm die Hände entgegen, die übrigen verbeugten sich; nur Drekow sah zornig aus seinem Winkel auf den Autor und die Gäste.

„Merci!“ sagte Graf Bestow dem Autor. „C'est bien écrit!“

„Très bien écrit! tout-à-fait bien!“ fielen die Lobspender ein.

„Vous me donnerez un exemplaire; je le mettrai à côté de J. J. Rousseau.“

„Oui, mon prince, je vous l'apporterai . . .“

Der Autor versuchte sich zur Gräfin durchzuschlagen, die mit ihrer Tochter an ihrem Plaze stand und sich zum Wegfahren anschickte; das junge Mädchen blickte mit naiver Bewunderung auf den Schriftsteller, wie auf einen Helden; auf ihren Wangen glühten zwei rothige Flecken, sie preßte vor Aufregung der Mutter beide Hände fest zusammen; die Mutter sah den Autor lächelnd an; auch ihre Augen lachten, offenbar wohlwollend, denn der Autor blickte auf sie mit dem Lächeln eines bescheidenen Triumphes. Sie reichte ihm schweigend die Hand und er drückte sie schweigend.

„Erlauben Sie mir, Sie zur Kutsche zu führen,“ sagte er.

„Merci, sogleich; sie fühlt sich hier etwas ab,“ antwortete die Gräfin, auf ihre Tochter weisend. „Sehen Sie, wie sie erregt ist! da haben Sie einen lebendigen und unverstellten Eindruck! Sind Sie zufrieden?“

„Und was sagen Sie selbst?“

Sie lächelte auf ihre Art.

„Uebrigens, nein, sagen Sie es nicht, es ist nicht nöthig: ich kenne schon Ihre Meinung,“ fügte er hinzu: „ich habe Sie „gesehen.““

„Schreiben Sie diesen Ausdruck in Ihren Roman,“ bemerkte sie: „die Meinung gesehen!“ er ist charakteristisch, wie der ganze Roman.“

Die Gäste standen in einer Gruppe; der Hausherr war irgendwohin verschwunden; die Offiziere und der Civilbeamte schlüpfen weg zu Borel, indessen fand der Letztere noch Zeit, seine Cousine daran zu erinnern, daß sie nicht in der Garderobe „la Curée“ von Zola vergessen möge, die in ihr Paletot gesteckt war.

Zwan Zwanowitsch Kaljanow drang vorsichtig zum Ausgang durch — noch ein Schritt und er war auf der Treppe, da plötzlich faßte ihn Jemand mit sanfter Hand an der Schulter; er fuhr zusammen wie die Fürstin Tezkaja und sah sich um; es war der Autor.

„Sie gehen fort, ohne ein Wort gesagt zu haben! nein, Sie werden sich nicht losmachen,“ sagte er, „warten Sie eine Minute, dort ruft mich die Fürstin, ich komme gleich zurück.“

Er trat zur Fürstin.

„Charmant, charmant!“ sagte sie, zusammenschauernd und blinzeln: „ich bin sehr befriedigt und auch Kathi hat es gefallen . . . Catherine, n'est ce pas?“

Die Tochter antwortete mit dem conventionellen Lächeln.

„Nur schade,“ fuhr die Fürstin nach einer Pause fort, „daß der junge Mann den Dienst aufgegeben hat; er hat seine Carrière verdorben und seine Mutter betrübt!“

„Nun, so etwas kommt ja auch vor,“ bemerkte der Autor leichtthin.

„Ja warum nicht gar: sehen Sie, mit dem jungen Stupizyn — dieselbe Geschichte! Wozu das Schlechte schildern! das muß man verbergen!“

Sie fuhr zusammen, der Autor zuckte mit den Achseln.

„Hätte er lieber um die Andere geworben . . . wie heißt sie doch — Lydia?“ sagte sie. „Comme elle est gentille, cette petite Lydie; n'est ce pas, Catherine?“

„Oui, maman, elle est très bien!“

„Heirathet er sie später?“ fragte die Fürstin.

„Vielleicht . . . wahrscheinlich . . .“

„Aber wie! die Fürstin . . . was ist denn das mit ihr? allein, auf dem Gut, mit dem Grafen . . . das ist abscheulich! Weshalb haben Sie eine Fürstin eingeführt? lieber eine einfache Person!“

Sie fuhr heftig zusammen; der Schriftsteller begann sich zu verabschieden.

„Attendez done, noch etwas wollte ich fragen; wie kommt es, daß Lydia hinfährt zu dieser . . . verlorenen Lisa . . .“ fügte sie flüsternd hinzu, damit die Tochter es nicht höre, „Supprimez cela!“

Sie seufzte und fuhr zusammen; der Autor trat zu Kaljanow.

„Was sagen denn Sie: sind Sie zufrieden oder nicht?“ fragte er.

„Sehr schön,“ antwortete jener, „was für eine Feder! . . .“ er wußte nicht, nach welchem Epitheton zu greifen. „Nur . . .“

„Nur — was? bitte geniren Sie sich nicht, wenn nicht der Dienst, so verpflichtet die Freundschaft Sie zur Aufrichtigkeit. Was haben Sie bemerkt?“

„Dort heißt es bei Ihnen,“ fing Kaljanow muthig an: „daß der Ostwind Wolken und Regen herbeitreibt . . . ich lebe aber auf dem Landhause, auf der Wyborger Seite, so zu sagen direct unter dem Ostwinde und habe immer bemerkt, daß er gerade klares Wetter bringt. Bisweilen beim Regenwetter erwartet man ihn wie eine Wohlthat . . .“

Der Autor fing an zu lachen.

„Und wann leben Sie auf dem Landhause!“ fragte er.

„Jetzt in diesen Tagen ziehe ich um, in der nächsten Woche, sobald nur der Ostwind weht!“ antwortete ebenso lachend Kaljanow.

„Und bleiben dort . . .“

„Bis Mitte September, wenn Sie es bewilligen.“

„Nein, ich schreibe Ihnen vor, in Sachen des Dienstes bis zum Januar dort zu bleiben,“ sagte Bëbikow: „und zu beobachten, welches Wetter der Ostwind im Herbst bringt!“

Er sah lächelnd den Kaljanow an, der sich nachdenklich ins Gedächtniß zu rufen versuchte, wie unter solchen Bedingungen das Wetter beschaffen zu sein pflegt.

„Aber ich bin Ihnen dankbar,“ fügte der Autor hinzu: „daß Sie auch den Kleinigkeiten Ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben.“

„Dafür ist auch alles Uebrige tadellos!“ riskirte Kaljanow dem weggehenden Autor nachzurufen, der aber lächelte und warf ihm wie eine Bombe die Phrase als Antwort zurück:

„Darüber reden wir noch mit einander!“

„Da haben wir es!“ überlegte er, die Treppe heruntersteigend, „und ich dachte, ich hätte mich schon davon losgemacht! halt, halt!“ dachte er nach, „noch irgend welche zwei Bemerkungen waren mir aufgefallen: die eine — ein Schnitzer gegen das Privatrecht, und die andere . . . die andere . . . was war das nur?“ Und er fuhr, sehr zufrieden, nach Hause.

Im Saale analysirten die Zuhörer halbblaut den Roman, bemüht einander ihren kritischen Tact zu zeigen. Der Autor ging wieder mit der Gräfin auf und ab, indem er auf den Hausherrn wartete, um sich zu verabschieden und wegzufahren; auch die Fürstin machte sich auf, um wegzufahren und legte ihre Arbeit in den Beutel; ihre Tochter legte ihr die Mantille um.

„Et où est Woldemar?“ fragte plötzlich die Fürstin sich umsehend.

„Il est parti, maman.“

Die Fürstin schauerte zusammen.

„Und hat uns nicht begleitet!“ sagte sie: „Morgen muß man ihn den Kopf waschen; er ist ebenso unfolgsam wie dieser Offizier, von dem vorgelesen wurde. N'est ce pas?“

„Oui, maman!“

Der alte Tscheschnew kam zum Autor.

„Was sagen Sie, Dmitri Iwanowitsch?“ fragte jener.

„Ich sage, daß Sie eine Heldenthat vollbracht haben. Um zu sagen, wie Sie sie vollbracht haben, müßte man lange reden und hätte wohl auch über dieses und jenes zu streiten; aber daß es eine That ist, dies alles zu sagen, sich kühn dem Strom entgegenzustellen — darüber läßt sich nicht streiten! Sie sind eingetreten für die gesunden Grundlagen der Gesellschaft, für Religion, Sitte, gute Erziehung, für die Reinheit des Geschmacks in der Kunst; nun seien Sie muthig und führen Sie Ihre That zu Ende!“

„Amen!“ sagte die Gräfin.

„Die Heldenthat ist auf Ihrer Seite — es anzuhören!“ fügte lächelnd der immer geschmeidige Autor hinzu. „Wenn Sie die Geduld übrig haben — so werde ich aus ihr die Kraft schöpfen, meine Sache zu vollenden.“

Während der Autor in dieser Weise bewillkommet wurde, machte Krefow sich auf, wegzugehen, aber der Student ließ ihn nicht. Lilina drehte sich um den Autor, um ihm zum zehnten Mal ihr „très joli“ zu sagen. Den Grafen Pestow führten Fertow und ein anderer Gast unter den Armen zum Ausgang.

„Dites-lui, qu' il écrive cela en français!“ sagte der Graf zu den Begleitern.

„Oui, mon prince,“ antworteten sie.

Einige Gäste gähnten ein wenig in die Hand und bereiteten sich auch zum Wegfahren.

„Wo ist denn Grigori Petrowitsch?“ fragte Jemand laut: „hat uns im Stich gelassen und will nicht Abschied nehmen!“

In diesem Moment öffnete sich die Thür aus dem Speisezimmer und es erschien Grigori Petrowitsch mit dem maitre d'Hôtel, der über den ganzen Saal verkündigte:

„Messieurs et mesdames sont servis!“

Einen Augenblick waren alle starr; im Speisezimmer sah man einen langen gedeckten von Candelabern hell erleuchteten Tisch und eine Schaar Bediente.

„Ich bitte! mesdames, messieurs! was ist das — Sie schicken sich an wegzufahren! wie ist das möglich, vor dem Abendessen!“

Er stürzte zu den Gästen, zu den Damen, überredete sie, nahm den

Männern die Hüte weg; aber außer Lilina sagten die Damen, ab; auch der Autor entschuldigte sich mit Müdigkeit und sagte ab; er reichte den Arm der Gräfin Sinewskaja und führte sie mit ihrer Tochter zur Kutsche.

Der Hausherr weinte fast; er bewog alle Uebrigen zu bleiben und schob die Widerspänstigen beinahe mit Gewalt ins Speisezimmer; unter ihnen auch den Krefow.

„Versagen Sie mir nicht das Vergnügen mit uns zu soupiren!“ bat er ihn höflich.

„Gut, gut,“ sagte Jener: „Ich bin auch gerade eben hungrig!“

Es war, als hätte er dem gastfreien Hausherrn einen Rubel geschenkt.

„Das ist ja schön!“ sagte er, indem er ihm die Hand drückte, „das freut mich sehr. Mitri! führ unseren Gast hinein und gieb Dir Mühe, ihn zu unterhalten, damit er sich bei uns nicht langweile!“

Mitri lachte und führte ihn in das Speisezimmer, wohin mit Lilina am Arme, Tscheschnew eingetreten war, dann auch der Journalist, der Professor, Krasnoperow und alle Uebrigen. Der dicke Suchow und der General waren schon dort und speisten den Imbiß.

Zweiter Theil.

Das Abendessen.

„Meine Herrschaften!“ sagte der Hausherr, als alle sich um den Tisch gesetzt hatten: „Jetzt ist die Reihe an mir: Ich bin der Autor von dem Menu des Abendessens; der Koch ist nur der blinde Vollstrecker meines Programms; ich bitte auch meinem Erzeugniß die Aufmerksamkeit zu schenken, mit der Sie die heutige Lectüre beehrt haben. Lies das Menu,“ wandte er sich an Suchow: „Dort neben Dir liegt es, damit die Gäste wissen, wie sie sich mit ihrem Appetit einzurichten haben!“

Suchow griff nach der Tasche, um seine Brille zu nehmen, aber dort war sie nicht.

„Potage — nids d'hirondelles,“ sagte er aus dem Kopfe: „Filets d'éléphant und pattés de crocodile à la tortue; légumes — jone d'Espagne au jus de scorpions . . .“

Alle fingen an zu lachen.

„Bfui wie garstig!“ sagte Uranow: „Du vertreibst ja den Appetit!“ und las selbst das Menu vor.

Statt des Krokodills und des Elephanten ergaben sich: ein Reh, Sterlet, Wachteln und alle Premieren an Gemüse und Früchten.

Nach den ersten beiden Gängen fing man an über den vorgelesenen Roman zu sprechen. Zuerst gab Lilina ihre Stimme ab.

„Comme c'est joli, n'est ce pas? ich befinde mich noch immer unter dem Eindruck dieser Lecture! ich werde sie wohl nie vergessen! Charmant! Charmant! wiederholte sie mit ihrem kindlichen Lächeln, wie ein kleines Mädchen, dem man eine Puppe geschenkt hat.

„So? gefällt Ihnen das?“ fragte Krefow sie spöttisch, „ich gratulire Ihnen: Sie haben einen schönen Geschmack!“

Sie gerieth in Verlegenheit und sah auf die Anderen.

„Sie brauchen nicht verlegen zu werden!“ fuhr Krefow fort und aß selbst dabei mit großem Appetit.

„Weßhalb sollte ich verlegen werden? ich denke . . . auch die Anderen sind derselben Meinung?“ sagte sie.

„Das ist eine Kost für Damen, Confect?“ fuhr er fort, indem er sich Rothwein eingoß. — „C'est joli, très joli“ lobten Sie es: dieses Lob aus Ihrem Munde ist des Autors würdig!“

Alle lächelten, indem sie ihn ansahen, er trank jedoch sein Glas Wein und schien das Lächeln nicht zu bemerken.

„Herrlichen Wein haben Sie!“ wandte sich Krefow an den Hausherrn, „und ausgezeichneten fetten Sterlet!“

„Das freut mich sehr, daß meine bescheidene Bewirthung Ihnen zusagt!“ sagte Uranow, „wünschen Sie nicht noch? Diener, reich die Schüssel!“

„Nun, ich werde es nehmen!“

Uner nahm die zweite Portion. Alle sängen an, ihn mit Neugier zu betrachten.

„Aber der Roman ist dennoch sehr gut!“ sagte der Hausherr.

„Und wie schön der Verfasser liest, welche angenehme Stimme und feines Benehmen. Auch die Sprache ist herrlich!“ lobte der Professor.

„Ja . . . das ist in einigen Beziehungen ein bemerkenswerthes Product! . . .“ bemerkte zurückhaltend der Journalredacteur.

„Schön, sehr schön! ich habe mit Vergnügen zugehört!“ lobte der General. „Jetzt schreibt man eigentlich nicht mehr so!“

„In wie fern „so“?“ fragte Uranow.

„So angenehm, fließend, so russisch, daß auch jeder es versteht! nimmt man ein Buch oder eine Zeitung in die Hand — so weiß man nicht, ob man ein russisches oder ein ausländisches Schriftstück liest! Objectiv, Subjectiv, Exploitation, Inspiration, Concurrenz, Intelligenz — so jagt eins das andere! Statt eines Schweizers schreibt man einem einen Portier hin, statt Hausfrau oder Gönnerin — Protectrice! Dann hat man sich noch das Wort „ignoriren“ erdacht!“

„Ja und unsere Sprache fängt man an zu schreiben, daß Gott sich erbarme,“ wie! mischte sich seufzend der alte Krasnoperow, der Freund von Gretsch und Vulgarin ins Gespräch: „So haben sie sich z. B. ausgedacht

— „unerfindlich“, was fehlte aber dem Wort „unbegreiflich?“ Aber, nein, sehen Sie, das Wort ist alt, daher weg damit! oder, alle sprachen und schreiben: „der und der oder die und die verhält sich so und so zu der und der Sache;“ das gefiel ihnen nicht, nur zu mit Veränderungen! „der und der steht so und so zu der Sache;“ ist das besser, frage ich Sie?

Er wandte sich an den Redacteur.

„Eines stört nicht das Andere, antwortete jener leichtthin, — „unbegreiflich“ und „unerfindlich“ ist durchaus nicht ein und dasselbe, wie auch die Worte: sich zu etwas verhalten und zu etwas stehen!“

„Vollkommen richtig,“ bestätigte der Professor: „Es sind nicht einmal Synonyma; wozu soll man die Freiheit der Sprache beengen? möge sie sich bereichern auf dem Wege des gedruckten Wortes! Dem Geiste der Sprache fremde Neologismen werden bei ihr nie in Fleisch und Blut übergehen. Je mehr Worte, desto besser!“

„Du, Iwan Petrowitsch, binde nicht an mit denen,“ sagte Suchow leise zu Krasnoperow: „Sie werden Dich in die Enge treiben. Gelehrte Leute!“

Iwan Petrowitsch ärgerte sich.

„Bitte sehr! sie werden mich nicht in die Enge treiben!“ antwortete er laut. „Nikolai Iwanowitsch und Faddei Wenediktowitsch waren aus einem anderen Stoff als die Heutigen, und auch sie achteten meine Meinung! Es ist wahr, daß die Sprache allmählig bereichert wird, wie Sie zu sagen beliebten,“ wandte er sich an den Professor: „Aber, mit Erlaubniß zu sagen, diese Bereicherung wird zu Stande gebracht durch Schriftsteller von Gewicht. Da hat z. B. Nikolai Michailowitsch Karamsin das Wort „promyschlenostj“ („Gewerbethätigkeit“) eingeführt und alle haben es angenommen. Wassili Andrejewitsch Schukowsky hat auch die russische Literatur sehr bereichert und die Volkssprache veredelt; noch vor ihm Iwan Iwanowitsch Dmitrijew. Aber was waren das auch für Leute! Der eine — Historiograph, der zweite — Minister, der dritte — Erzieher Kaiserlicher Prinzen! Alexander Sergejewitsch Puschkin trat schon in ihre Spuren, Sie also haben auch unserer Sprache eine feste Grundlage verliehen. Aber Nikolai Iwanowitsch Gretsch und Faddei Wenediktowitsch Bulgarin waren dann auf der Hut und bewahrten sorgsam die Correctheit und Integrität des Stiles. Sobald sie nicht mehr da waren, drangen die Neuerer ein! Wer wird auf sie hören? von wo her sind sie gekommen?“

„Von eben daher, denke ich, woher auch Karamsin, Schukowsky und Dmitrijew und wir beide auch: immer von demselben Orte!“ sagte Krefow.

Alle lächelten; Lilina erröthete.

„Was wahr ist, ist wahr! dagegen läßt sich nicht streiten!“ bestätigte auch Suchow.

„Zu deren Zeiten hätte man sich nicht solche Eigenmächtigkeiten unterstanden!“ fuhr Krasnoperow fort, ohne auf ihn zu hören: „Dazumal gingen die Schriftsteller wie auf Draht gezogen, und auch nur aus denen vor ihnen wurde etwas, die bei jenen in der Lehre gewesen waren; wie viele von ihnen meldeten sich nicht damals bei Nikolai Zwanowitsch, um ihre Aufwartung zu machen und hörten seine gütigen Rathschläge an und befolgten sie auch!“

„Wie alt sind Sie?“ fragte mit einmal Krefow den Krasnoperow.

Ein allgemeines Lachen war das Echo seiner Frage; jener schwieg ergrimmt.

„Wie so?“ fragte Suchow, der offenbar an dem Zwist der Gegner Gefallen fand.

„Es schmeckt gar zu sehr nach der guten alten Zeit!“ antwortete jener ungenirt. „Sie sind, denke ich, zu den Zeiten „des alten und neuen Stils“ geboren?“

„So? war es etwa damals schlecht, zur Zeit des Alexander Semenuwitsch Schischkow?“ erwiderte Krasnoperow ärgerlich. „Damals verstand man den älteren Leuten zu gehorchen — und es war Ordnung da. Von Gretsch und Bulgarin bekam auch Alexander Sergejewitsch nicht wenig zu hören, damals als er jung war und sich allerlei herausnahm! Aber die Uebrigen hielten sich still wie das Wasser, geduckt wie die Gräschen.“

„Wie sollten sie sich auch nicht so halten, als man sie dazumal unter der Peitsche hielt, wozu Bulgarin und Gretsch die Urtheile sprachen!“ platzte mit einem Male Krefow unter allgemeinem Gelächter los.

„So muß es auch sein! würde auch jetzt nicht schaden!“ brummte Krasnoperow seinen nächsten Nachbarn zu: dem Uranow, Suchow und dem General, „sonst lassen sie sich gar zu sehr gehen! ich würde bei der Polizei Listen von allen Schriftstellern einführen und ihnen gelbe Aufenthaltsscheine verabfolgen.“

Um ihn herum lachten Alle.

„Weßhalb so ungnädig?“ fragte mit gutmüthigem Lachen der Professor. „Das ist ja schon fast alles früher einmal dagewesen; wenn auch nicht gelbe Bilette, so gab es doch so ein besonderes Buch, in das die Schriftsteller eingetragen wurden . . . Aber auch das half nicht: Sie sagen ja selbst, daß die Schriftsteller sich der Schulfuchtel entzogen haben . . .“

„Weßhalb hat man sie aber losgelassen? die Regierungsgewalt ist geschwächt, es giebt keine Strenge mehr!“ ereiferte sich Krasnoperow: „Und da giebt es nun auch keine Ordnung mehr! Respect sollten wir haben, Respect! das brauchen wir, aber nicht die Pressfreiheit! . . . Ich würde ihnen mal eine Freiheit geben! wie viel Unheil kommt daher! mein Gott, wie viel Unheil!“

„Was für ein Unheil denn? und ist es denn alles nur Unheil?“ fragte, ebenfalls lachend, der Journalist.

„Was für eines? Sie fragen noch! sehen Sie es denn nicht! alles geräth ins Schwanken, zerbröckelt, Niemandem ist mehr etwas heilig!“

„Da ist die Presse doch nicht schuld, ich bitte Sie!“ sagte der Journalist.

„Ueberall Aufruhr und Hader . . .“ fuhr Krasnoperow fort, ohne auf ihn zu hören.

„Ueberschwemmung und Erdbeben, der Bruder erhebt sich wieder den Bruder,“ soufflirte ihm Suchow. „Nur zu, Iwan Petrowitsch, halt Dich wacker! gieb ihnen ordentlich! auf Deine Gesundheit! — Bei Dir ist es heute lustig, Grigori Petrowitsch,“ fügte er, zu Uranow gewandt, hinzu.

„Ja, lacht nur, lacht! ihr verzicht selbst diese Neuerer!“ ereiferte sich Krasnoperow noch mehr, „wie soll man sich dann nachher darüber wundern, daß die Kinder schon fast ihre Eltern morden . . .“

„Und die Eltern ihre Kinder!“ soufflirte wieder Suchow. „Das ist wahr!“

„Ja! es ist auch wahr! Du wirst zu lachen aufhören, wenn solche neue Maisonneure da (er nickte zu Krefow hin, und Krefow antwortete ihm mit ebensolchem Nicken) zu Dir kommen und erklären, Dein Haus in der Großen Stallstraße gehöre nicht Dir, sondern ihnen, und das alles Gemeingut sei und Dich herauswerfen! Dann wird es „lustig“ sein!“

„Guter Gott! was schreckst Du uns auf die Nacht so ein!“ sagte Suchow. „Hört, was er spricht!“ wandte er sich an Uranow und den General. „Fürchte Dich nicht, mein Lieber,“ fügte er besänftigend hinzu: „alle diese vernennenden und destructiven Elemente werden sich, wenn an nichts Anderem, so an dem Eigenthum den Kopf einrennen!“

„Ich bin älter als ihr da alle — und kann davon reden . . .“ beharrte Krasnoperow auf seiner Meinung.

„Und sprichst aus Erfahrung, nicht wahr?“

„Bis jetzt ist Gott gnädig gewesen, aber wenn ihr, die sich als neue Generation spreizen, so gleichgiltig ansieht alle die Gespinnste und Ideen dieser Buben, und keine Maaßregeln ergreift . . . dann erwartet nur, daß sich auch bei uns die Commune erhebe! Seht nur hin, was jetzt geschieht! die Aelteren sind nicht mehr, sind ausgestorben, niemand ist da den Leuten Vernunft beizubringen! Wie wäre es, wenn sie aus dem Grabe aufstünden!“

„Man würde sie jetzt ins Maritätencabinet stecken und mit ihnen auch Sie!“ sagte Krefow.

Krasnoperow wurde böse, besonders als diese Bemerkung sogar um ihn her Lachen erregte.

„Sie aber, Geschätztester und alle Schriftsteller Ihresgleichen, die solche Ansichten haben, die würde ich wohl, entschuldigen Sie, wohin anders stecken!“ bemerkte er heftig im Lehrertone.

„Man wird Sie schon dorthin stecken, beruhigen Sie sich, Herr Famusow¹; Ihre Race ist in Rußland noch nicht ganz ausgegangen!“

Alle lachten, indem sie sich den Zwist der Gegner ansahen.

„Ach, wie ist es heute hier lustig!“ wiederholte Suchow.

„Nimm es nicht übel, Zwan Petrowitsch!“ flüsterte der Hausherr dem Alten zu, „wollen wir lieber zuhören! Es ist interessant, wie weit er in seinen Reden gehen wird!“

Aber Krasnoperow hörte nicht darauf.

„Was lacht Ihr!“ sagte er gereizt zu den älteren Gästen: „Ihr lacht ihm Beifall und werbt um das Wohlgefallen der neuen Generation; ja, ihr würdigt Euch herab vor ihr, ihr schämt Euch als Rückschrittler zu erscheinen! Was? ist das nicht wahr?“

„Was ist Dir!“ sagte der Hausherr eindringlich, „wozu haben wir das Wohlgefallen nöthig, wir sind doch keine Kinder; was sollen wir bei der neuen Generation suchen? wir fürchten sie nicht und erwarten von ihr nichts Schlimmes. — Der da (er zeigte auf seinen Neffen) gehört auch zur neuen Generation: nun, ist er so schlimm? Im Großen und Ganzen sind sie alle so, und Gott gebe, daß sie so sind.“

„Verbeug' Dich und sag' „danke“!“ sagte Krefow dem Studenten über den Kopf streichend.

„Welche Ursache haben wir denn, solch einem Greuel beizustehen, wie Du es da erzählst?“ fuhr Uranow fort.

„Welchen Grund . . . ist's gefällig, ich werde es sagen.“

„Sag es.“

„Ihr seid alle selbst Nihilisten, das ist es!“ plagte er los.

Alle sahen ihn heiter lachend an.

„C'est trop fort!“ wurde am anderen Ende des Tisches bemerkt.

„Wie so denn! Gott helfe Dir!“ sagte Uranow, „erkläre Dich gefälligst!“

„So also! Ihr macht selbst gemeinsame Sache mit diesen Neuen; der eine mehr, der andere weniger . . . aber alle, alle! Einige von Euch, zum Beispiel — und ich weiß welche — glauben an Gott auf ihre Art, aber nicht in der Weise, wie es die rechtgläubige Kirche angiebt; sie gehen einmal im Jahre zur Beichte, „des Beispiels wegen“ sagen sie; andere bekennen sich zu Ansichten, die der herrschenden Regierungsform widersprechen und discutiren darüber unter der Hand mit ihren Freunden, und die Söhnchen hören es und trompeten es in alle Winde! wie soll man sich dann noch wundern, wenn sie niemanden und nichts anerkennen und achten!“

¹ Famusow ist in Gribojedows Komödie der Typus des Bureaukraten und Rückschrittlers.

Alle betrachteten ihn mit Theilnahme und hörten lächelnd zu.

„Nun, bitte, sehen Sie also,“ bemerkte der Journalist: „und Sie schieben alles auf die Presse!“

„Und die Presse unterstützt sie und hetzt!“ sagte Krasnoperow.

„Wollen Sie nicht zeigen, wo und wie?“

„Überall eben! wie soll es mir jetzt gerade einfallen? es lohnt sich auch nicht darüber zu grübeln.“

Krasnoperow kam augenscheinlich in eine schwierige Stellung.

„Was ist da zu zeigen, das taugt alles nichts!“ brummte er. „Ja, Nikolai Zwanowitsch oder Faddei Wenediktowitsch, die würden es gleich zeigen, die würden keine Antwort schuldig bleiben! ich bin nicht Censor — was geht es mich an!“

Er wußte nicht, was er sagen sollte; da mischte sich unerwarteter Weise ein neuer Theilnehmer ins Gespräch; es war ein hagerer, fein gekleideter Herr mit blauer Brille, mit graumelirtem Haar, Backenbart und glatt ausgerasirtem Kinn. Er hatte die ganze Zeit geschwiegen, und, den Blick bescheiden auf den Teller gesenkt, fleißig zugehört, indem er bisweilen unter der Brille weg bald den einen bald den anderen von den Redenden ins Auge faßte.

„Sie beliebten nach einer Bestätigung dessen zu fragen, was Zwan Petrowitsch soeben anführte in Betreff der Verbreitung verkehrter Ideen vermittelst der Presse . . .“ sagte er in verbindlicher Weise zum Journalisten.

„Ja wohl! wollen Sie nicht die Mühe übernehmen, nachzuweisen, worin sich das in der Presse bethätigt?“

„Nein, o nein . . . in positivem Sinne bethätigt es sich nicht, das freilich . . .“

„Nun, sehen Sie!“ sagte der Journalist zu Krasnoperow.

„Religionsfeindliches,“ fuhr der neue Theilnehmer fort, „kommt in der Presse nicht vor, das ist wahr; das ist auch begreiflich: man würde es nicht gestatten; aber andererseits tritt auch keine einzige Zeitschrift ein für die Religion . . .“

„Wozu auch, da Sie ja selbst sagen, daß man sie nicht angreift?“

„Man greift sie nicht an, das wohl,“ fuhr die blaue Brille fort, „aber der Verfall der religiösen Basis in der Gesellschaft wird deutlich empfunden, und sie erfährt keinerlei Unterstützung . . . zum Beispiel in den Zeitschriften und, entschuldigen Sie, auch in der Ihrigen — findet man auf drei-, vierhundert Seiten nirgend, daß der Name Gottes erwähnt werde. Das ist sehr bezeichnend.“

Alle blickten mit Interesse auf ihn und den Journalisten.

„Dieu — Dieu — Dieu — Dieu!“ fing Jemand am Ende des Tisches zu leiern an.

„Was, habe ich nicht Recht gehabt?“ bestätigte Krasnoperow. „Nicht ich allein, auch andere folgern . . .“

„Ich folgere nichts, ich möchte nur um des Interesses willen diese Frage beleuchten . . .“ beiclte sich der Gast mit der blauen Brille hinzuzufügen.

„Wer ist das?“ fragte halblaut der General den Suchow.

„Ich weiß nicht!“ sagte jener. „Man muß Grigori Petrowitsch fragen.“

„Ein Sykophant, sehen Sie es nicht!“ fiel Krefow plötzlich mit der Thür ins Haus, als er die Frage des Generals gehört hatte. Tscheschnew fuhr sogar ein wenig zusammen.

„Was ist das: ist es sein Familienname?“ fragte der General und wurde etwas verlegen, als einige lachten und auch Tscheschnew lächelte.

„Nein! diesen Namen hat man ihm bei der Taufe beigelegt!“ fügte Krefow hinzu.

Alle bemühten sich, das Lachen zu unterdrücken.

Der Gast mit der blauen Brille mußte es nicht gehört haben.

Uranow theilte leise mit, daß er Truchin heiße.

„Er dient unter Alexei Petrowitsch,“ fügte er hinzu, „und der hat ihn an seiner Stelle zur Vorlesung geschickt; er sagte, daß dieser Herr alles liest, was gedruckt wird; kein Wort ausläßt, alles weiß und ihm umständlich berichtet, so daß jener selbst weder Zeitungen noch Journale zu lesen braucht.“

„Was bedeutet es denn Ihrer Ansicht zufolge, daß in den Zeitschriften der Name Gottes nicht unnützlich angerufen wird?“ fragte der Journalist den Truchin: „das zeigt eher Achtung vor der Religion . . .“

„Nichts da, nichts da, heucheln Sie nicht, theuerster Herr!“ fiel Krasnoperow ihm in die Rede: „nicht im Mindesten aus Ueberfluß an Ehrfurcht vermeiden Sie es, Gott zu nennen, sondern weil Sie nicht an ihn glauben! oder Sie glauben auf Kenans Art: der Erlöser meinen Sie, hat eine schöne Lehre in die Welt gebracht und war selbst ein guter Mensch, aber nicht Gott! das ist es, was Sie dabei denken.“

Alle lächelten.

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte ebenfalls lächelnd der Journalist.

„Wie soll ich es nicht wissen! alle wissen es! jetzt verheimlicht das ja auch Niemand, so weit ist es gekommen! man coquettirt sogar damit: Seht, heißt es, wie klug wir sind! wie käme es sonst, daß über den Verfall der Religion nichts gedruckt und sie nicht unterstützt würde? Aber Sie schreiben nur über das Fallen des Curses und sind widerspänstig gegen die Regierung!“

„Dazu giebt es besondere theologische Fachblätter,“ bemerkte der Journalist: „in denen wird auch über dergleichen Themata geschrieben . . .“

„Ja und Sie sagen ja auch selbst, daß man die Popen nicht anrühren

darf; rührt man sie an, so drohen sie, den Verfasser irgend wohin herein zu stecken!“ bemerkte Krefow gegen Krasnoperow.

„Wie schlau Sie sind!“ erwiderte jener: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß! die Personen geistlichen Standes läßt man nicht antasten; da nennen Sie sie denn um in „Klerikale,“ und dann wird darauf los über sie gezeifert!“

„Ja freilich, so geschieht es . . .“ bestätigte Truchin.

„Dafür, scheint es, bringt die Presse doch sowohl der Regierung als der Gesellschaft keinen geringen Nutzen. Geben Sie das zu!“ entgegnete ihm der Journalist.

„O, gewiß, gewiß . . . großen, großen Nutzen!“ stimmte Truchin bei. „Die Presse verfolgt heftig Diebstahl, Mord und alle Mißthaten! wird bei einer Kirche die Armenbüchse erbrochen, oder bei der Bank die Kasse ausgeplündert — so publicirt die ganze Presse laut und einmüthig sowohl den Diebstahl wie den Dieb; jede Art öffentlichen Unfugs und auch die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten, besonders der höheren, klagt sie auch unbedingt an und erörtert sie haarklein.“

„Sogar wenn ein Betrunkener von der Barke ins Wasser fällt und wieder herauskriecht — auch das übergeht sie nicht!“ fügte Suchow hinzu.

„Was wünschen Sie denn also noch?“

„Sie läßt nicht selten sehr ernsthafte Dinge unbeachtet; und es hat mich bisweilen, offen gestanden, gewundert: ob das wohl aus Unachtsamkeit oder aus einem anderen Grunde geschieht? hierin würde es mich interessiren, um Aufklärung zu bitten . . .“ fuhr die blaue Brille fort.

„Zum Beispiel welche Dinge?“ fragte der Journalist.

„Zum Beispiel, sehen Sie, obgleich im vorigen Jahr unter der Jugend Unruhen stattfanden: sie warfen die Tische und Stühle durcheinander, jagten einen Professor hinaus . . .“

„Ja, und die Presse hat es doch nicht verschwiegen; alle Zeitungen schriegen aus vollem Halse darüber.“

„Sie hat es mitgetheilt, einstimmig mitgetheilt, — das ist wahr, ganz wahr! und wie richtig, genau, vollständig . . .“

„Also, was denn noch?“

„Es wäre mir nur anziehend zu erfahren,“ fuhr die blaue Brille sanft fort, „weßhalb die Presse so karg war, dieses Benehmen gehörig zu verurtheilen . . . und kein Wort von sich aus hinzufügte? sie tadelte nicht die Ungehörigkeiten, sie gab keine Aufklärung darüber. Das hätte nicht vershelt, auf die jungen Köpfe wohlthätig zu wirken, meine ich . . .“

„Geschieht aber das Umgekehrte, dann hätte die Presse nicht geschwiegen!“ bemerkte Krasnoperow.

„Das heißt, hätte der Professor gegen die Schüler einen Aufruhr gestiftet, dann wäre die Presse über ihn hergefallen! nicht wahr, so meinen Sie es?“ fragte Krefow unter allgemeinem Gelächter.

„Ja, gerade so! lacht nicht!“ predigte Krasnoperow. „Kaum daß irgendwo ein Lehrer einen Schüler am Wirbel zauft, nach unserer alten Methode, oder daß der Director einen Faulpelz aus der Schule jagt und der aus Tücke hingeht und sich ertränkt — sofort fangen die Zeitungen an zu heulen: „Ach was der Director für ein Bösewicht ist!““

„Wenn einige Zeitschriften Ihrer Ansicht nach, das, wovon Sie sprechen, verschweigen und etwa eigene Ziele verfolgen,“ bemerkte der Journalist zu dem Gast mit der blauen Brille gewandt, „so erheben sich dafür wieder andere zum Schutz der Fragen, welche soeben verlautbart wurden.“

„Was sind die jetzigen Zeitschriften! Ja, Nikolai Iwanowitsch und Faddei Wenediktowitsch — die verstanden für die Ordnung einzutreten!“ sagte Krasnoperow. „Das war eine Zeit, damals als . . .“

„Als sich noch die Gorillas herumtrieben, von denen auch die jetzigen Sykophanten abstammen!“ beendigte Krefow, auf die blaue Brille hinsehend.

Um ihn fing man an zu lachen, am meisten der Student.

„Was ist das für eine Unordnung, wahrhaftig! daß doch alle einmüthig und friedlich einen Weg gingen, Hand in Hand! phantasierte der General zu Suchow gewandt.

„Und Fuß an Fuß, wie die Soldaten!“ endigte Suchow. „Aber weshalb gehst Du denn nicht in Deinem Comité Hand in Hand und Fuß an Fuß mit Kurakow und Petrischischew, sondern liegst immer im Zwist mit ihnen?“

Der General fuhr geradezu zusammen.

„Mit diesen . . .“ fing er an.

„Sykophanten, nicht wahr?“ soufflirte Suchow — und beide lachten an zu lachen.

„Nun bei den Schriftstellern ist es auch dasselbe!“ fügte Suchow hinzu.

„Der Geist des Jahrhunderts dringt durch, Herr General!“ sagte der Professor: „Die Arbeit gährt, es vollendet sich ein großartiger Kampf der Ideen, Begriffe, Interessen, dessen Ausgang wir freilich nicht mehr sehen werden; die Gewalt der Dinge wird alles zum gehörigen Ende bringen; Geduld braucht man . . . wenn nicht wir, so werden unsere Kinder die Ordnung sehen; die sich aus diesem Chaos herausarbeiten soll!“

„Daran erkennen wir den Professor: gleich hat er den Schlüssel zum Kästchen gefunden!¹ entscheidet, wie man sich verhalten und was man thun

¹ Dies ist eine Anspielung auf eine Fabel von Krylow, aus der die Stelle: „so einfach öffnet sich das Kästchen“ zum geflügeltesten Wort geworden ist.

soll, und verschreibt ein so einfaches Mittel: -- Geduld! alle sind nun beruhigt! wir danken ergebenst!" sagte Krefow, sich zum Professor verneigend.

„Respect sollten wir haben, Respect! das ist es, was uns fehlt!" prägte Krasnoperow wieder ein.

„Erlauben Sie mir, auf die heutige Vorlesung zu kommen, sagte der Hausherr: „Ich habe einen Vorschlag zu machen; der Werth dieser neuen Schöpfung ist, so viel ich bemerkt habe, von allen Zuhörern anerkannt worden . . .“

Krefow rückte auf seinem Stuhle herum und wollte etwas sagen, wurde aber vom Studenten zurückgehalten.

„Ich möchte dem Autor für das Vergnügen, das er uns allen verschafft hat, meine Dankbarkeit ausdrücken," fuhr der Hausherr fort. „Ich habe einen antiken Pokal, eine Arbeit von Benvenuto Cellini — mein Großvater hat ihn aus Venedig gebracht — dort steht er im Schrank. — Geben Sie ihn her," wandte er sich an den Haushofmeister.

Dieser ging nach dem Schlüssel.

„Wie wäre es, wenn wir auf ihm alle unsere Namen eingraviren ließen und ihn dem Autor zum Andenken an die heutige Vorlesung darbrächten! was meinen Sie dazu?"

„Außer meinem Namen: ich wünsche es nicht!" fuhr Krefow dazwischen. Alle sahen ihn erstaunt an.

„Sehr gut," bemerkte höflich, aber zurückhaltend der Hausherr, nach einem Augenblicke des Schweigens: „wir werden Sie übergehen. Aber sind Sie einverstanden?" fragte er, die Gesellschaft mit den Blicken überfliegend.

„Gewiß! Gewiß! welcher herrliche Gedanke! wir bitten ergebenst!" erschallte es von allen Seiten.

„Mich, mich vergessen Sie nicht!" bat Lilina mit zarter Stimme.

Der Haushofmeister übergab den Pokal und man reichte ihn sich von Hand zu Hand.

„Weshalb wollen Sie sich nicht mit uns zusammenthun?" fragte der alte Tscheschnew in sanftem Tone den Krefow. „Haben Sie Ihre besonderen Gründe dafür?"

„Ja, ich habe welche."

„Doch finden Sie, daß der Roman diese Aufmerksamkeit nicht verdient?"

„Ja, ich finde, daß der Roman es nicht verdient!" entschied Krefow kurzweg.

„Wenn dem nun auch so wäre, so wünscht eben unser Kreis, unabhängig von der Kritik, dem Verfasser zu danken für seine Absicht, uns ein Vergnügen zu bereiten . . .“

„Mag er sich bedanken, ich werde es nicht!"

Tscheschnew seufzte bekümmert. „Weshalb denn?" fragte er.

„Weshalb hat er diesen Roman geschrieben?" warf Krefow ihm verdrießlich vor.

„Wie so, weshalb? Sie haben gehört, wie er uns seine Motive erklärte: der Wunsch in der Form eines Romans einige Ideen, Beobachtungen und Erklärungen auszusprechen . . . und es ist ihm gelungen, nicht nur in Hinsicht des Inhalts, sondern auch der Form, er hat uns eine feine, elegante Leistung geboten . . .“

„Man braucht nicht seine vorwärtsfluthlichen Ideen zu verbreiten und uns um hundert Jahre zurück zu versetzen! Das hat sich alles überlebt! Wenn er aber zur Belustigung es geschrieben hat, dann soll er es jenem tauben Grafen, der neben ihm saß, ins Ohr vorlesen und dort dem Herrn Krasnoperow; die werden davon befriedigt sein! aber, sehen Sie, wie viel Leute er hier versammelt hat — das ist schon ein Publicum; das bedeutet also, daß er nicht einfach das Amusement im Sinne hatte, sondern eine Belehrung, Präntensionen! er wird sich wohl gar damit in die Presse drängen! er soll sich nur blicken lassen — ich würde es ihm schon zu verstehen geben!“

Der Student lachte.

„Dieser Kritiker muß sich in der That an einem Krokodill überfressen haben!“ flüsterte einer von den Gästen, die jede Vorlesung, zu der man eingeladen wird schön finden, einem anderen zu.

Alle schwiegen; auch Krefow schwieg nun, faute grimmig und überflog die Gäste mit den Augen in Erwartung einer Erwiderung.

Der alte Tscheschnew war wie persönlich gekränkt; in Folge seiner Empfänglichkeit war er im äußersten Grade feinfühlig, empfand das Unangenehme und Unangenehme wie Wärme und Kälte und konnte sich nicht enthalten seine Gefühlsregungen in Wort und Gebärde, bisweilen auch in Reden zu äußern.

„Selbst wenn es nun auch so wäre, wenn auch dieser Roman keine Vorzüge hätte und man ihn nicht hätte schreiben und gar vorlesen sollen,“ sagte er seinem Nachbar halblaut, langsam, als ob er sang: „Sollte denn wirklich dieser Gast, der in den vertrauten Kreis der Freunde des Verfassers eingeführt worden ist, das Ungehörige seines Protestes nicht begreifen!“

Er seufzte und senkte den Kopf.

„Sie sprechen von mir?“ wandte Krefow, zu dem einige Worte gedrungen waren, sich scharf zu ihm hin.

Tscheschnew blickte ihn wie mitleidig an und sagte nichts.

Uranow fing an, etwas unruhig zu werden und sah bedenklich bald Krefow bald seinen Neffen an, als wollte er ihn mit den Blicken fragen: „Was hast du mir da für einen Gast gebracht?“ Aber der Student bemühte sich, seinen Dunkel nicht anzusehen.

„Sie verlangen, daß ich das loben soll, was ich schlecht finde; das widerspricht meinen Principien!“ folgerte Krefow.

„Hörst du — „Principien“, das ist ein Seitenstück zu „ignoriren“,“ bemerkte leise der General zu Suchow gewandt.

„Sie haben dem einen Princip den Vorzug gegeben und die anderen vergessen, die man auch in diesem Augenblick und hier hätte befolgen müssen . . .“ sagte Tscheschnew leichtthin, zur Seite blickend.

„Sie wollen mir gute Lehren geben über das, was sich schickt? ich danke! aber ich befolge sie nicht — und werde nicht Ihnen oder dem Hausherrn zu Gefallen, für sein Abendessen, mich für das begeistern, was nichts taugt. Hasenherzen sind wohl fähig so zu handeln!“

„Oho!“ bemerkte Jemand vom Ende des Tisches.

„Das ist auch nicht nöthig und Niemand verlangt es!“ bemerkte Ura-now höflich, — um so mehr als der Roman auch nicht gedruckt worden, sondern uns im Vertrauen und in der Hoffnung auf Nachsicht vorgelesen worden.“

„Ach, was für eine Töchterenschülerin Ihr Autor ist — er bedarf der Nachsicht! wozu dann überhaupt schreiben?“

„Erlauben Sie indessen; man kann doch nicht alles an dem Roman nur tadeln, er hat ja allerdings seine Mängel, hat aber auch seine großen Vorzüge . . .“ legte sich der Professor ins Mittel.

„Nichts als nur Mängel! ich sehe nichts weiter!“ entschied Kreckow.

„Aber ich bitte Sie, wenn die ganze Gesellschaft . . .“ fingen Einige an.

„Und was ist das für ein Roman? ist das ein Roman?“ erwiderte Kreckow in herausforderndem Tone.

„Was verstehen Sie denn unter einem Roman?“ fragte Tscheschnew.

„Ich gebe keinen Unterricht in der Aesthetik, fragen Sie da den Professor!“ antwortete, die Frage von sich abwehrend, Kreckow, fügte aber doch hinzu: „Ein Roman ist oder soll doch wohl ein künstlerisches Erzeugniß sein . . . nicht wahr, Herr Professor?“

„Ja, nun also?“

„Ist etwa da etwas Künstlerisches . . . in jenem, der uns heute vorgelesen wurde?“

„Erlauben Sie mir übrigens die Frage,“ fing in sanft friedfertigen Tone die blaue Brille an zu reden: „Haben Sie zum Beispiel den Roman der französischen Schriftsteller Erkmann-Chatrion „die Geschichte eines Bauern“ gelesen und zu welcher Art von Romanen, zu den künstlerischen oder den nicht-künstlerischen belieben Sie ihn zu rechnen?“

„Von hohem, künstlerischem Werth!“ fuhr Kreckow dazwischen, stumpf auf ihn hinsehend.

„So, so!“ sagte jener den Blick senkend.

„Erlauben Sie mir übrigens, jetzt meinerseits Sie zu fragen,“ fing

Krefow, mit ebenso faust friedfertiger Stimme, die blaue Brille nachhelfend, zu reden an: „Weshalb Sie mich gerade über diesen Roman befragen?“

„Hinsichtlich des Kunstwerthes . . . an ihm scheinen die Franzosen diese Eigenschaft nicht anzuerkennen,“ bemerkte der Gast, auf den Teller blickend.

„Hast Du den Roman gelesen?“ fragte Uranow den Suchow.

„Nein! ich lese auch nicht die neuen russischen Autoren,“ wich Suchow aus: „ich habe es versucht und wieder aufgegeben.“

„Woher?“

„Ich fing an im Schlaf zu schreien!“

„Ja, was wird denn dort beschrieben?“ forschte Uranow.

„Die Revolution!“ erbot sich Krefow zu erklären, hatte aber zuvor den Studenten im Flüstertone gefragt: „Lüge ich nicht? ich habe es vergessen! ich glaube dort wird die Revolution herausgestrichen?“ — „Ich habe es auch vergessen; aber einerlei, es wird schon durchgehen!“ antwortete jener und fing an zu lachen.

„Dort werden die Helden der ersten französischen Revolution mit den alten Römern verglichen!“ verkündigte Krefow kühn und laut dem Uranow! „und daher nun scheint es, daß Ihre Gäste, Herr Krasnoperow und Herr . . . (er sah auf die blaue Brille hin) Blauauge sich anschicken, mich dafür der Prügelstrafe zu unterziehen, daß ich diesen Roman lobe. Nicht wahr?“ fügte er hinzu, beide ansehend.

„Ja, jetzt werden Marat, Robespierre und Danton schon fast zu Heiligen erhoben; das kommt alles von diesen neuen . . . mit ihrem Fortschritt!“ schloß Krasnoperow.

„Nun, Iwan Petrowitsch,“ wandte sich Uranow an Krasnoperow, „was sagst Du denn aber zu dem Romane unseres Autors? Du hast immer nur über die jungen Schriftsteller losgezogen, hast hierüber aber nichts gesagt!“

„Ich finde ihn nicht gut!“ entschied Iwan Petrowitsch.

„Wie so? in ihm wird doch die Religion am höchsten gestellt; auch Pflichtgefühl, militärische Ehre, Patriotismus, alles ist da vorhanden!“

„Ja, ja wohl . . . aber darüber hätte man nicht in einem Roman zu schreiben — das ist nicht der Ort dazu! — sondern man hätte das in einer ernstern Abhandlung auseinanderzusetzen! aber so, im Roman — da hat er mir den rechten Platz gefunden! und was ist das überhaupt für ein Roman — der Herr da hat das richtig gesagt . . .“ er wies auf Krefow hin.

„Hörst Du, Mitri? ich bin lieb Kind geworden, Papa Jamusow hat mich gelobt!“ fügte Krefow schmunzelnd hinzu.

„In dem Roman kommt nichts Besonderes, Ungewöhnliches vor . . .“ fuhr Krasnoperow fort.

„In wiefern Besonderes?“

„Nun so! es wird nur beschrieben, was sich jeden Tag überall ereignet: was ist denn das für ein Roman?“

„Das heißt, es wird das Leben dargestellt, wie es ist, was sich auch ziemt im Bilde darzustellen,“ bemerkte herablassend der Professor.

„Wozu es dann noch darstellen, wenn ich das auch so schon täglich sehe! Alle fingen an zu lachen.

„Und was brauchst Du denn?“ fragte Suchow, „daß die Menschen auf den Köpfen gingen oder einander äßen, etwa so?“

„Ja, meinethwegen; wenn das vorkommt — so schildere es auch!“

„In welcher Schule sind Sie gewesen?“ fragte Krefow ihn plötzlich.

„Was geht das Sie an?“ entgegnete der Alte ihm zornig.

„Es wäre interessant zu erfahren!“ sagte Jener. „Ich werde meine Kinder dorthin geben.“

Das Gelächter war allgemein.

„Ja aber Gogol hat doch auch nur geschrieben, was sich jeden Tag ereignet . . .“ bemerkte der Student.

„Und zwar erbärmlich!“ entschied Krasnoperow kaltblütig. „Nicht ohne Grund möchte Faddei Wenediktowitsch ihn nicht leiden; und Nikolai Iwanowitsch auch! Da gab man mir die „todten Seelen“: ich glaubte, nach dem Titel zu schließen, es sei wirklich etwas Besonderes, Romanhaftes; aber dort sammelt irgend ein Strolch die Namen der nach der Seelenrevision verstorbenen Bauern, um sie zu versehen! was ist daran Interessantes? Und Gier heutiger Autor beschreibt wie ein junger Mensch sich in ein Frauenzimmer verliebt hat und wie beide dann heimlich aufs Land reisen und dann dort zärtlich thun! was für eine Seltenheit! Ich glaube, mit jedem Bahnzuge reisen Duzende solcher verliebter Paare ab — soll man dann über alle was schreiben!“

Alle hörten mit heiterem Lächeln diese Kritik an.

„Welche Romane werden denn von Ihnen als anziehend geschätzt?“ fragte Tscheschnew.

„Jetzt weiß ich nicht, aber früher gab es gute Romane!“ sagte er.

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel . . . also etwa: „die schwarze Frau“ — von Nikolai Iwanowitsch, „das unsterbliche Gerippe“, „Wyschigin“ auch, „Eveline de Bailleroles“ — von Nestor Wasiljewitsch Kukolnik, „der Gasthof“ — von Stepanow. Dann fällt mir ein, gab es noch einen englischen Roman „Melmote, der Landstreicher“. Da ist „das Haus aus Eis“ von Iwan Iwanowitsch Lashetschnikow . . . das ist ein Roman! wie man aus Eis ein Häuschen baute, dort eine Hochzeit feierte, einen Menschen zu Eis frieren ließ . . .“

„Das ist ein Kritiker, wie er im Buche steht! Bravo Zwan Petrowitsch! Der tritt mal ein für seine Meinung!“ sagte Suchow. „Außerst lustig ist es heute bei Dir, Grigori Petrowitsch!“ fügte er zu Uranow gewandt hinzu und sah zu Krefow und Krasnoperow hinüber.

„Nun sehen Sie, welche Verschiedenheit in den Ansichten über den Roman!“ bemerkte lächelnd Tscheschnew. „Einen „Roman“ fordern heißt sagen: schreib, was du willst! Dort (er wies auf Zwan Petrowitsch hin) verlangt man Wunder und nie Dagewesenes; und hier wurde uns genannt, „histoire d'un paysan“, ein Buch, auf welches Ihre Definition des Romanes wenig paßt . . .“ Er hatte sich an Krefow gewandt.

„Zugegeben, daß es nicht ein Roman ist nach der schablonenmäßigen Auffassung,“ sagte jener: „aber es ist ein großartiges Erzeugniß des Geistes!“

„Sei es — Ihrer Ansicht nach — ein Erzeugniß des Geistes, aber doch nicht ein Erzeugniß der Kunst!“ bemerkte der Professor.

„Es wäre Zeit, diese schülerhaften Grenzscheiden über-Bord zu werfen!“ brummte Krefow, mürrisch von unten heraufsehend.

„Ja, haben Sie denn nicht selbst eben auf die Frage des Dimitri Zwanowitsch gesagt, der Roman müsse ein künstlerisches Erzeugniß sein . . .“

„Ich weiß, ich weiß! was stecken Sie mir meine Worte unter die Nase!“ fuhr Krefow dazwischen.

Alle lachten.

„Ah, sapristi, quel langage!“ bemerkte halblaut Jemand am Ende des Tisches.

„Und Ihr, sapristi — was ist das für eine „langage“, wohl eine sehr feine?“ sagte Krefow rasch zum Sprechenden gewandt.

Wieder fingen alle an zu lachen.

„Sehr amüßant!“ sagte Suchow.

„Ich habe aus Ihren eigenen Vorlesungen diese Definition des Romanes genommen!“ sagte Krefow zum Professor.

„Und haben Sie auf das eine Werk angewandt; weshalb soll man sie nicht auch auf das andere Werk anwenden? erlauben Sie mir übrigens auf das heute vorgelesene Erzeugniß zurückzukommen und zu erläutern, zu welcher Kategorie von Romanen es gehört; dann wird es auch möglich sein, seinen Werth festzustellen,“ sagte der Professor.

„Nun, die Vorlesung fängt an, paßt auf!“ brummte Krefow.

Der Professor hatte es gehört.

„Ich erhebe nicht den Anspruch, eine Vorlesung zu halten,“ sagte er bescheiden: „Ich wollte nur auch meine Meinung aussprechen . . . gleich wie die Anderen, nicht mehr und nicht weniger . . . wenn es der Hausherr erlaubt . . .“

„Thun Sie uns den Gefallen! gewiß! fahren Sie fort! wir bitten darum!“ erschallte es von allen Seiten. Der Hausherr warf einen unzufriedenen Blick auf Krefow und auch auf seinen Neffen.

„Die Definition, daß der Roman ein künstlerisches Erzeugniß sein soll, — ist richtig,“ begann der Professor, „so steht es auch in den Compendien. Sie haben Recht (er wandte sich zu Krefow). Es kommt alles an auf den Grad des Künstlerischen, auf den Grad des Talents. Die einen Schriftsteller legen den Hauptwerth auf ihre Idee, so zu sagen, auf das innere Problem, indem ihnen daran liegt, was sie ausdrücken; für sie ist die Kunst das Mittel aber nicht der Zweck; andere dagegen lassen sich von der Vorliebe für die Form hinreißen, es ist ihnen darum zu thun, wie sie etwas ausdrücken; die Dritten endlich, die Talente ersten Ranges, bieten in sich eine glückliche Vereinigung sowohl des Inhalts als der Form. Giebt es deren viele! Ein Dickens, Thackeray, Balzac, Puschkin, Vermontow, Gogol weeden nicht auf Schritt und Tritt geboren . . .“

„Was Sie für Neuigkeiten erzählen!“ unterbrach ihn Krefow, „sind wir etwa Pensionatsfräulein!“

Alle lächelten.

„Erlauben Sie, erlauben Sie, der Herr Professor hat das Wort!“ bemerkte Uranow höflich.

„Unser Autor gehört ohne Zweifel zur ersten Kategorie,“ fuhr der Professor fort. „Er hat, wie er uns selbst erklärte, die Aufgabe sich gestellt: seine Ideen, Beobachtungen, vielleicht persönlichen Erfahrungen, und überhaupt den Lauf des Lebens, mit dem ganzen Wechselspiel seiner Variationen, und in dem Gesellschaftskreise, in dem er geboren, erzogen und aufgewachsen ist, in die Form eines Romans einzuschließen. Er hat ihn beleuchtet mit dem Lichte seines Verstandes, seiner Phantasie und Beobachtungsgabe, jedoch vorzugsweise des Verstandes . . .“

„Trés bien!“ äußerte laut ein Gast.

„Einen solchen Roman zu schreiben ist schon an und für sich nicht verständig, und Sie finden noch überdies Phantasie in ihm!“ bemerkte Krefow.

„Der Autor,“ fuhr der Professor, ohne sich aufzuhalten, fort: „strebt danach, in seiner Auffassung der Erziehung, der Moral, der Thätigkeit und der Leidenschaften seiner Helden zu einem allgemeinen Ideal, einer Norm zu gelangen . . .“

„Hörst Du,“ sagte der General, den Suchow leise mit dem Ellbogen anstoßend: „ein Professor — also: „Norm“ . . .“

„Oder zu Idealen der Pflicht, Ehre, überhaupt der Menschenwürde, vorzugsweise der Würde des Kriegers; diesem Beruf widmet der Verfasser — so viel man bis jetzt sehen kann — sein Werk; und sein Buch wird ohne Zweifel eine didaktische Bedeutung haben . . .“

„Ja, einen Telemach hat er geschrieben, dieser neue Fénelon!“ unterbrach ihn Krefow.

„Erlauben Sie, unterbrechen Sie nicht den Professor!“ wurde ihm wiederum bedeutet.

„Aber bei dem Streben nach seinem besonderen, speciellen Ziele,“ sprach der Professor weiter: „hat der Verfasser auch die Voraussetzungen der Kunst nicht vergessen; er hat in bedeutendem Maße den an einen Roman zu stellenden Anforderungen Genüge gethan; dort kommen, wie sich wohl alle erinnern, viele Landschaften vor, die offenbar mit Liebe nach der Natur selbst gezeichnet sind, viele Sittenschilderungen kommen vor . . . zarte, anmuthige Liebesscenen, viel treffende Beobachtungen, Geistesblitze . . . was wollen Sie also noch weiter?“

„Wir haben es ja selbst gehört und wissen, was da drin steht! nun also! predigen Sie weiter!“ konnte Krefow sich nicht enthalten zu bemerken.

„Il parle très-bien!“ wurde beifällig vom Ende des Tisches wiederholt.

„Richtig! richtig! so ist es! Sie sprechen den Eindruck aus, der uns Allen gemeinsam ist!“ sagte Uranow.

„C'est très beau, ce qu'il dit! wie getreu!“ säufelte auch Lilina.

„Wenn Sie wollen,“ fuhr der Professor fort: „so gehört, streng genommen, der Roman zur Kategorie der Erzeugnisse, die man tendenziöse nennt, und deren in neuerer Zeit eine ganze Literatur geschaffen worden ist; ich bin kein Verehrer des Utilitarismus in der Kunst . . .“

„Tendenzlös,“ „Utilitarismus!“ murmelte der General achselzuckend.

„Wovon sind Sie dann ein Verehrer? „Lebendiger und klarer Dichtung“ oder „süßer Klänge und Gebete“ nicht wahr?“ fuhr Krefow dazwischen.

„Ja, lassen Sie, bitte, den Professor sprechen!“ fiel der Hausherr dem Krefow in die Rede.

„Ja; unter anderem verehere ich auch das,“ bestätigte der Professor. „Vor allem aber verlange ich Freiheit für die Kunst, in neuerer Zeit aber will man ihr Fesseln anlegen; sie leidet das nicht! Ein hohes Talent wird allerdings aus seinem Gemälde die Leiden, Noth, Uebel, Lasten und Bedürfnisse der Menschheit nicht ausschließen, — aber dabei wird sein Pinsel die Lichtseiten des Lebens auch nicht umgehen: nur dann ist künstlerische Wahrheit möglich, wenn sowohl dieses als jenes ins Gleichgewicht gesetzt wird; wie es auch im Leben selbst ist. Aber die neue Schule hat sich geradezu eine Specialität, man kann sagen, ein Gewerbe daraus gemacht, nur allein utilitarischen Zwecken zu dienen, die Kunst dahin zu bringen, daß sie nur jede Art Greuel aufsucht, unter dem heiligen Vorwande der Nächstenliebe und des Mitleids . . .“

„Aber, nicht wahr, Sie haben sich ein Privilegium auf Nächstenliebe

genommen? und womit haben Sie sie geäußert, Sie: unsere „gestrengen Beurtheiler und Richter?““ fragte Krefow schroff. „Wir führen wenigstens auf dem Wege der Negation und Entlarvung zu dieser Liebe hin, aber wodurch Sie?“

„Diese Entlarvungen sollte man verbieten! sagte Krasnoperow. „Das wird der Regierung zum Schabernack geschrieben: „Seht, soll es heißen — sie paßt nicht auf, sie kümmert sich nicht darum!“ Nicht deren Sache ist es, ihre Nase in die Spitäler und Gefängnisse zu stecken; dazu sind Comités ernannt!“

„Der Gesellschaft die Augen zu öffnen über unsere öffentlichen Verdürfnisse und Schäden — ist gewiß ein ehrenwerthes Ziel,“ fuhr der Professor fort, nachdem er ein wenig geschwiegen hatte: „Die Kunst ist es schuldig, ihr Scherflein dazu beizutragen und hat es auch längst gethan. Doch unsere Eiferer für die gute Sache haben sich auf dieses Thema abgerichtet und umgehen vorsätzlich die Lichtseiten des Lebens, sie verfallen in Uebertreibungen, Einseitigkeit und haben demzufolge aufgehört, wahr zu sein!“

„Was für Zeug Sie zusammenreden! Weshalb?“ fuhr plötzlich Krefow heraus.

Hierauf erfolgte, nach momentaner Verblüffung, ein Ausbruch des Gelächters. Das Faß war übergelaufen und es war nicht mehr möglich, sich zu ärgern; es ärgerte sich auch Niemand: weder der Redner noch der Hausherr; nur Tschefschnew seufzte traurig und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Deshalb rede ich dieses Zeug,“ sagte, das Wort „Zeug“ betonend, der Professor, durch die allgemeine Theilnahme, die er fand, ermutigt: „um klar zu machen, daß in einigen Romanen, zum Beispiel in „Copperfield“ oder den „Pickwickiern“ von Dickens, in „Père Goriot“ und „Eugénie Grandet“ von Balzac, in der „Capitainstochter“ von Puschkin und „dem Helden unserer Zeit“ von Vermontow — das Künstlerische in dem Problem sowohl Zweck als Mittel ist; jedoch in anderen, wie in dem heute von uns Gehörten, überwiegt der Gedanke des Schriftstellers, für den er die Kunst zu Hilfe gerufen hat . . .“

„Sie ist aber nicht gekommen, hätten Sie kurz und deutlich sagen können! wozu denn da eine Vorlesung halten?“ ergänzte Krefow.

„Nein, das sage ich nicht,“ entgegnete der Professor.

„Und Niemand sagt es!“ sagte der Hausherr.

„Niemand!“ wiederholten auch Andere.

„Also ist dennoch eine Tendenz darin,“ bemerkte der Journalist, „Sie erklären also folglich auch tendenziöse Romane für zulässig!“

„Alles erkläre ich für zulässig, worin Geist und Talent ist,“ fügte der Professor hinzu.

„Danke ergebenst! wie freundlich Sie sind!“ sagte Krefow ironisch:

„wozu war denn das Gebrumm über den Roman „die Geschichte eines Bauern“?“

Er nickte dorthin, wo der Herr mit der blauen Brille saß.

„Folglich ist also doch der tendenziöse Roman nothwendig und hat seine raison d'être,“ fuhr der Journalist fort.

„Aha, russisches Pulver war offenbar nicht vorhanden, da läßt man es schnell aus Frankreich kommen!“ bemerkte leise der General.

„Es giebt doch wohl Momente in der Geschichte,“ sprach der Journalist weiter: „wo solche jähe Wendungen aus einem Kreise von Ideen, Begriffen und Ereignissen in einen anderen sich vollziehen, daß sie eine verstärkte und gemeinsame Betheiligung aller der sittlichen Kräfte erfordern, über welche die Gesellschaft verfügt, unter anderen auch der Kunst. Geben Sie zu, daß unsere Zeit von der Geschichte zu der Zahl solcher aufgeregter heißer Momente gezählt werden wird . . .“

„Vollkommen richtig!“ stimmte der Professor bei, „die Kunst hat auch einen Theil der gemeinsamen Arbeit übernommen; in ihr hat auch die negative Richtung das Uebergewicht gewonnen; die moderne Literatur fehlt nur darin, daß sie dieses mißbraucht, der Kunst Gewalt anthut, nur die Tendenz der Anklage gelten läßt und alles Andere verfolgt, als sei es unnöthig . . .“

„Wie ist es denn mit Lamartine, ist er etwa auch nöthig? woher ist er denn verblaßt und Hugo, zum Beispiel, hat ihn überlebt?“ unterbrach ihn Krefow. „Oder wodurch anders ist Heine zum Vertreter der lyrischen Poesie in Deutschland geworden, als dadurch, daß er, um in Ihrem eloquenten Stile zu reden, — „heiligen Zorn“ besitzt, einfach gesagt — Geist, Bosheit und Talent? Gehen Sie mit Ihren „süßen Klängen und Gebeten“! Wer ist süßer als Lamartine und wo giebt es mehr Gebete als bei ihm, aber man hat ihn vergessen; was soll denn das heißen?“

„Nein, man hat ihn nicht vergessen und wird ihn nicht vergessen,“ bemerkte der Professor. „Er war der Dichter seines Zeitalters und wird seine Stätte haben in der Geschichte der Literatur; weder Victor Hugo noch Heine übertreffen ihn, sei es im Pathos der Empfindungen, sei es in der Höhe des Gedankens; aber er lebte in seiner Zeit und ging mit ihr zugleich von hinnen, wie Andere gehen werden, wenn sie an die Reihe kommen; außer seinen Gedichten hat er auch als Historiker eine Spur hinterlassen; seine „Geschichte der Girondisten“ . . .“

„Was ist das für eine Geschichte! das ist ein schlechter empfindsamer Roman!“ sagte Krefow.

„Nicht doch! Damit kann ich mich nicht einverstanden erklären!“ bemerkte Tischschnew, „auch die Franzosen theilen nicht Ihre Meinung.“

„Das ist noch kein Grund! in Frankreich giebt es auch nicht wenig Speichellecker!“ erwiderte Krefow.

«Cet „auch“ est impayable! Oh, l'enfant terrible!» bemerkte Jemand am Ende des Tisches.

Krefow schielte dorthin, als wolle er den Schuldigen auffuchen.

„Auf diese Weise ergibt sich also, Ihrer Ansicht nach,“ sagte der Journalist zum Professor; „daß der Roman, im engeren Sinne, als eine Darstellung des Lebens, ein Erzeugniß schöpferischer Kunst sein soll; doch Niemandem läßt es sich natürlich verbieten, auch ein Erzeugniß des Verstandes einen Roman zu nennen, unter der einen Bedingung, daß er nicht langweilig sei . . .“

„Die conditio sine qua non“ bekräftigte der Professor.

„Wieder an Pulver zu kurz gekommen!“ sagte der General zu Suchow.

„Das ist doch ein gelehrtes Gespräch, wie kann es denn ohne Latein abgehen! Ach, Du Skalosub!¹“ sagte Suchow, ihm mit der Hand auf das Knie klopfend.

„Haben Sie nicht noch etwas über den Roman vorrätzig? oder haben Sie schon Ihren ganzen Manzen ausgeframt?“ fragte Krefow spöttisch.

„Es ist da noch eine letzte Bemerkung, aber ich weiß wirklich nicht, ob ich reden soll . . . ich habe ohnehin die Aufmerksamkeit der Anwesenden, wie es scheint, mißbraucht . . .“

„Ja, das scheint wohl so!“ fiel ihm Krefow in die Rede.

„Diese schlechte Gewohnheit, viel zu sprechen . . .“

„Und gut zu sprechen!“ ergänzte Uranow.

„Diese Gewohnheit habe ich auf dem Katheder angenommen; aber, entschuldigen Sie, ich höre auf, ich sehe deutliche Zeichen der Ungeduld; Herr Krefow dort kann und kann es nicht abwarten . . .“

Er blickte lächelnd auf Krefow.

„Schadet nichts, fahren Sie fort! das Pferd, das vor die Treppe geführt wird, wiehert ja auch und stampft mit den Hufen vor Ungeduld . . . aber darum kümmert sich Niemand!“ fuhr tapfer der General heraus.

Allgemeines Gelächter folgte seiner Aeußerung.

«Bien dit!» sagte ein Gast.

„Das traf! ja wohl, den Nagel direct auf den Kopf!“ bemerkte zum allgemeinen Erstaunen Krefow gutmüthig und fing auch an zu lachen, wobei seine Nase im Bart verschwand. „Bravo, Herr General! militärisch!“ fügte er hinzu. „Auf Ihre Gesundheit!“

Er trank Wein.

¹ Ein alter General aus Gribojedows oben erwähnter Komödie.

«Il fait bonne mine au mauvais jeu, il n'est pas sot!» sagte wieder derselbe Gast.

Krekow sah ihn böse an.

„Schimpfen Sie, so viel Sie wollen, aber um Ihr Lob sind Sie nicht gebeten!“ platzte er heraus. „Uebermitteln Sie uns also Ihre letzte Bemerkung!“ wandte er sich an den Professor.

„Ich wollte nur bemerken, daß die neueren Schriftsteller dem Realismus zu viel Platz einräumen; aber darüber ist schon so viel gesprochen worden, daß es langweilig wird; man hat alle Grundlagen der Kunst verschmäh't . . . ist beim Absurden angelangt.“

„Hörst Du — „absurd“, was das für ein Wort ist! In dieser Weise lehrt er auch vom Katheder?“ bemerkte der General, sich zu Suchow wendend.

„Wenn man die Realisten hört,“ fuhr der Professor fort, „so haben sie allein erst Wahrheit in die Kunst gebracht, indem sie daraus die Phantasie und gewissen „Zierrath“, d. h. die Poesie, heraustreiben! Was kann, zum Beispiel, wahrhafter sein als Puschkin? Bei ihm ist aber die Wahrheit weder der Phantasie, noch der Zartheit, noch dem Humor hinderlich gewesen . . .“

„Lassen Sie es genug sein, diesem Sänger des Junkerthums, „der müßigen Weile“ und „schmachtenden Wonne“ Weihrauch zu streuen!“ entsegnete Krekow. „Sie haben ja selbst eben den Geist der Zeit erwähnt; dieser Geist hat ihn schleunig von seinem Piedestal abgesetzt; die alten Leute pflegten sich hin und wieder an seinen Versen zu verschlucken, aber wer liest sie jetzt noch! Und er selbst hat sich an seinem Ruhm übernommen und laut verkündet: „Ein Denkmal, nicht von Menschenhand geschaffen, hab' ich mir errichtet, des Volkes Wallfahrtspfad zu ihm wird nicht verwachsen!“ Das Volk ahnt überhaupt nichts von diesem „Pfade“, und seine Verehrer haben ihn längst vergessen . . . und auch sein Grab soll total verfallen sein! es ist nicht einmal Jemand da, dem man es zeigen könnte! Da haben Sie den Rechten gefunden, um nach Wahrheit zu suchen! Declamiren Sie nur zum Beispiel etwa „An Edens Pforte stand ein zarter Engel“ — wie das wahrheitsgetreu ist!“

„Schön! ich werde es declamiren! und Sie werden selbst sehen, daß es wahr ist; Sie haben es glücklich getroffen!“

Der Professor führte die Proposition des Kritikers buchstäblich aus und sagte das Gedicht auswendig her; alle applaudirten — natürlich dem Dichter Puschkin.

„Was für ein Gemäsch!“ sagte Krekow stirnrunzelnd.

Der Student krümmte sich vor Lachen und versteckte sich hinter Krekows Rücken.

„Wenn Sie,“ ließ Tscheschnew zu Krefow gewandt, klagend seine Stimme ertönen: „nicht vor Ihren Augen ein leibhaftiges Bild sehen — den leuchtenden Engel in Eden und den Teufel, der über dem Abgrund schwebt, wenn Sie nicht den tiefen Gedanken spüren, der sich in diesem Bilde birgt, so können Sie die Dantesche Devise nehmen — „laß alle Hoffnung fahren auf die Poesie“ . . .“

„Aber nicht auf die Wahrheit! und sie allein ist Poesie!“ unterbrach ihn Krefow. „Wer sagte soeben, daß die Kunst das Leben darstellen solle? Wo hat denn Puschkin diesen Teufel über dem Abgrunde hergenommen: Wohl etwa aus dem Leben? Oder hat er diesen Engel gesehen? . . .“

„Ja,“ sagte der Professor: „in seiner Phantasie, und wir alle sehen ihn . . .“

„Nun dann glauben Sie also an Teufel; was soll man dann noch mit Ihnen reden! laß los, ich geh weg!“ sagte Krefow, indem er seinen Rockschuß dem Studenten aus den Händen zu reißen suchte.

Er ging aber doch nicht weg.

„Mein Gott!“ sagte Tscheschnew bekümmert: „wie unwahr, welche Entstellung der Menschennatur! Ohne Ideal zu leben, das heißt, zu leben ohne Zweck! Sich von der Phantasie lossagen — das bedeutet alle Blüten vernichten, die Sonnenstrahlen auslöschen . . . sich in die Finsterniß der Hölle versenken . . .“

„Weshalb? man soll nur nicht lügen! mag man von der Sonne sprechen, aber nicht sie nennen, den „Phöbus mit goldenen Fingern“ und anderen Unsinn! ein Ideal nennen Sie die müßigen und krankhaften Träumereien! der Mensch hat nur ein Ideal — die Wahrheit! die Wahrheit in der Wissenschaft, die Wahrheit im Leben, die Wahrheit in der Kunst . . . und man schildere sie, wie sie ist: ohne Schminke, ohne Eure Strahlen . . .“

„Herrlich! herrlich! bravo, Krefow!“ applaudirte der Student, so daß Uranow, unbemerkt von den anderen, ihm unwillig mit dem Finger drohte.

„Störe nicht!“ unterbrach Krefow ihn streng.

„Ja, solch eine Wahrheit giebt es aber nicht, Niemand hat sie je so gesehen, noch kann man sie so sehen!“ sagte Tscheschnew.

„Noch habe ich etwas zu bemerken über die Objectivität,“ sagte der Professor. „Die neueren Schriftsteller wollen sie zu weit ausdehnen. Der Künstler soll sich allerdings nicht mit seiner Person in das Gemälde eindrängen, es mit seinem Ich anfüllen — das ist richtig! Aber sein Geist, seine Phantasie, sein Gedanke, sein Gefühl — sollen seiner Hervorbringung eingeflüßt sein, auf daß sie ein von lebendigem Geiste geschaffener Leib sei, aber nicht der getreue Abdruck eines Leichnams, die Schöpfung eines

unpersönlichen Wunderthäters! der lebendige Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Erzeugniß muß für den Zuschauer oder Leser fühlbar sein; sie genießen, so zu sagen, durch Vermittelung der Gefühle des Autors das Gemälde, wie zum Beispiel, wir jetzt in diesem Zimmer uns gemüthlich, warm, behaglich fühlen . . . aber wenn plötzlich unser gastfreier Hausherr verschwände — so würde das Zimmer nicht mehr von seinem Wohlwollen erwärmt sein und wir säßen da, wie in einem Restaurant . . .“

„Bravo! Bravo!“ erschallte es von allen Seiten, indem dieser humoristischen Wendung der Rede Beifall geklatscht wurde.

„Dieux! comme il parle bien!“ wurde am Ende des Tisches geäußert. „Auf die Gesundheit des Herrn Professors!“

Alle stießen mit ihm an.

„Wissen Sie was, Herr Professor: dies ist doch ein feines, theures Abendessen,“ sagte Krefow: „wo in aller Welt können Sie das mit Ihrer Beredsamkeit bezahlen!“

Der Student prustete vor Lachen.

„Was reden Sie da,“ bemerkte mit höflicher Strenge der Hausherr „was hat das Abendessen damit zu schaffen! wie geniren Sie sich nicht einer freundschaftlichen Unterhaltung eine solche Bedeutung beizulegen!“

„Bestreiten Sie es nicht,“ erwiderte Krefow, „weder dem Professor noch mir passiert es oft, so zu Abend zu essen; zu uns zum Abendessen werden wir Sie nicht einladen, und doch möchte man die Gastfreundschaft vergeten! das ist zwar nicht eine poetische, aber eine Lebenswahrheit! ist es so, Herr Professor?“

Aber der Professor schwieg würdevoll.

„Man liebt die Wahrheit weder in der Kunst noch im Leben!“ sagte Krefow seufzend. „Es scheint, daß ich allein hier ein wahrheitsliebender Mensch bin! Wie denkst Du, Mitri?“ wandte er sich an den Studenten und klopfte ihn kräftig mit der ganzen Hand auf die Schulter.

„Seht, er fängt an sich zu prügeln!“ flüsterte der alte Krasnoperow, indem er erboht auf ihn hinsah.

Die Gesichter einiger Gäste am Ende des Tisches nahmen den Ausdruck des Widerwillens an.

Alle schwiegen; Uranow wurde es etwas unbehaglich; er sah seinen Neffen vorwurfsvoll an, der aber wach seinem Blicke immer hartnäckig aus.

„Und weshalb schreiben denn diese Neueren so?“ fragte der General.

„Wie so, weshalb! wonach man am meisten fragt, das wird auch geschrieben; neue Bahnen werden eröffnet . . . Du hörst ja?“ erklärte Suchow. „Bei Euch da hat man doch auch aufgehört beim Exerciren die Beine höher als die Nase zu heben, und auf die eine Seite zu sehen, und

man hat auch den Lauffchritt und die aufgelöste Kampfordnung eingeführt, nicht wahr! man lehrt den Soldaten lesen und schreiben und hat noch wer weiß was alles Neues eingeführt!“

„Alles umsonst!“ sagte Krasnoperow, der ihrem Gespräch zugehört hatte, mit einem Seufzer: „Da seht ihr, in welches Unheil ihr gerathet; bei Euch soll man ja auch die Stöcke abgeschafft haben . . . und den Delinquenten schon beinahe den Kopf streicheln!“

„Sie fragen, weshalb die Neueren so schreiben?“ wandte sich der Professor an den General. „Weil es leichter ist; schöpferische Kraft ist nicht Jedem gegeben, aber der Realismus und die Technik — das sind die 2 Thüren, welche sich allen öffnen, welche anklopfen! sie haben sogar eine Schule erfunden . . . die Schulen lassen sich aber nicht erfinden, sondern werden von genialen Talenten geschaffen: solche giebt es jetzt nirgends! Dickens, Puschkin und Gogol ahnten nicht einmal, daß sie eine Schule schufen; sie wurde gleichwohl von ihnen geschaffen! Diese Herren aber bringen selbst ihre Schule zur Anzeige!“

„„Realismus“ und „Technik“ — es ist erklärt und nun weiß man es!“ bemerkte der General flüsternd zu Suchow gewandt.

„Alles das ist so zutreffend, als nur möglich,“ sagte Tscheschnew: „und als ich dieses kritische Turnier begann, war ich sehr froh, daß Sie mir die Lanze aus den Händen nahmen und siegreicher als ich stritten; alles, was Sie uns gesagt haben, wird, wie Sie triftig bemerkten, uns zur Richtschnur dienen bei der Bestimmung des Werthes des uns vorgelesenen Romans; Sie haben ganz richtig bemerkt, daß unser Autor kein streng objectiv schöpferischer Künstler ist . . .“

„Jedoch mit einem Reime schöpferischer Anlage!“ fügte der Professor hinzu.

„Und er hat uns eine hinreißende Darstellung geboten,“ fuhr Tscheschnew fort, „in dem weiten Rahmen des Lebens, in dessen Sphäre er lebt; . . . und wir alle hier — für die Abwesenden verbürgen wir uns auch — müssen an diesem Roman anerkennen . . .“

„Den hohen Werth!“ bekräftigte der Professor.

„Ja, eine bemerkenswerthe Leistung,“ fügte der Journalist gleichgiltig hinzu.

Krefow wand sich bei diesen Lobreden auf dem Stuhle.

„Hören Sie doch auf,“ bemerkte er ärgerlich.

Aber man antwortete ihm nicht.

„Somit hat also der Autor vollkommen das Ziel erreicht, dem er zustrebte, und wir können, wenn Sie es erlauben,“ fügte Tscheschnew, sich an den Hausherrn wendend hinzu, „auf seine Gesundheit trinken und Ihnen danken für das Vergnügen, das Sie uns verschafft haben . . .“

Alle stießen an und tranken.

„Trinken thu ich auch!“ bemerkte Krefow und trank, stieß aber mit Niemandem an.

„Und was für eine correcte, fein ausgebildete Sprache!“ sagte der Professor.

„Ja, er schreibt ausgezeichnet!“ bestätigte der General, „nur schade, daß auch bei ihm bald Fremdwörter, bald schwierige Ausdrücke vorkommen, zum Beispiel: Coalition, Elemente, noch etwas war da . . .“

„In der Correctur wird alles das wahrscheinlich verbessert werden,“ sagte der Journalist. „Es wäre auch gut der Sprache ein wenig Mannigfaltigkeit und Ungezwungenheit beizumischen, was man so nennt Abandon; so ist sie doch gar zu geglättet, frisirt und stilgerecht!“

„Sie würden doch,“ wandte sich Tscheschnew an den Journalisten, „ihn bereitwillig in die Spalten Ihres Journals aufnehmen?“

Der Journalist überlegte und antwortete nicht sogleich.

„Ich weiß nicht . . . ich müßte nachdenken . . . mit meinem Mitarbeiter an der belletristischen Abtheilung es besprechen,“ antwortete er ausweichend.

„Aber Sie finden doch, daß der Roman werthvoll ist?“

„O, gewiß; aber das genügt nicht; mein Journal wird in einer gewissen Richtung redigirt — folglich muß alles, was darin Eingang findet, entweder dieser Richtung entsprechen oder wenigstens nicht zu ihr in schroffem Gegensatz stehen . . .“

„Ich denke, der Verfasser eines einzelnen selbständigen Artikels verantwortet selbst für sich,“ bemerkte Tscheschnew, „und das Journal, das ihn in seine Blätter setzt, spielt dabei nur die Rolle eines Handlungshauses, das eine Sache zum Verkauf annimmt.“

„Nein, so ist es nicht!“ sagte lachend der Journalist, „dann wäre es nicht eine Zeitschrift, sondern ein Sammelwerk, ein Almanach . . .“

„Wer hat Lust in seinem Blatt die Langweile zu züchten?“ bemerkte Krefow, der mit dem Studenten geflüstert und die letzten Worte gehört hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihrer Meinung nicht beizupflichten,“ sagte der Hausherr bestimmt. „Der Roman ist nicht langweilig; wir sind Alle da — und sagen Alle das Gegentheil.“

„Alle! Alle!“ riefen die Stimmen einmüthig.

„Langweilig! ermüdend!“ behauptete Krefow, „ich konnte es nicht aushalten.“

„Das ist noch kein Grund!“ entgegnete Tscheschnew mit höflichem Lächeln.

„Sie haben es aber doch ausgehalten!“ bemerkte der Hausherr, „und ich habe sogar, entschuldigen Sie, gesehen, daß beim Vorlesen gewisser Seiten

Ihre Augen — wie soll ich sagen — leuchteten — also war es Ihnen interessant . . .“

„Ich wollte davonlaufen, aber der da ließ mich nicht!“ sagte Krefow, auf den Studentenweisend.

„C'est très-joli, charmant! dabei kann man sich nicht langweilen . . . auch als es zu Ende war, hörten Alle noch hin, wünschten eine Fortsetzung!“ sagte Lilina und Andere.

„Ja, auch die Langeweile — ist etwas Relatives,“ sagte Tscheschnew, „es giebt viele kluge und ehrenwerthe Leute, denen sowohl Homer als Shakespeare langweilig sind! Ich kenne selbst solche, die sofort weggehen, sobald man in ihrer Gegenwart etwas von Mozart oder Beethoven zu spielen anfängt, die aber mit Vergnügen Chansonnetten hören aus der „schönen Helena“ oder der „Großherzogin von Gerolstein“; Andere können in der Malerei die historische Schule nicht leiden, kehren sich ab von Tizian und Rubens und können sich an Genrebildern nicht satt sehen; Vielen ist sogar jedes Gespräch gebildeter Leute im Salon langweilig . . .“

„C'est vrai, c'est vrai! bien dit! ja, das ist richtig, das trifft!“ wurde vom Ende des Tisches beifällig bemerkt.

Krefow ließ wie eine Bulldogge seine Augen über die Redenden hinschweifen, gleichsam ausfuchend, auf wen er sich stürzen sollte.

„So vergleichen Sie also Ihren Autor mit Homer, Rubens und Tizian! ha! ha! ha!“ fing er an zu wiehern: „ich gratulire Ihnen und trinke auf Ihre Gesundheit!“

Und ironisch sich gegen Tscheschnew verneigend, trank er seinen Pocal aus.

„Ich trinke auf die Ihrige,“ sagte langsam, mit mitleidiger Stimme Tscheschnew, „und wünsche, daß ein Strahl menschlicher Wahrhaftigkeit auf Sie fallen möge!“

Auch er trank.

„Lüge ich etwa?“ fragte Krefow heftig.

Tscheschnew machte würdevoll ein Zeichen der Verneinung.

„O nein, Gott bewahre! Sie sind die personificirte Aufrichtigkeit! aber Sie gerathen auf Abwege und erzürnen sich noch sogar — folglich sind Sie doppelt im Unrecht! und in diesem Augenblick haben Sie Unrecht, da Sie wissen, daß ich den Autor gar nicht mit Homer, noch mit Tizian vergleiche — und im Zorne reden; möge Gott Ihrer Seele seinen Frieden geben!“

„Amen!“ sagte Suchow, bei allgemeinem Gelächter. „Schick nach einem Popen“, fügte er zu Uranow gewandt leise hinzu: „der wird ihn vielleicht exorcisiren! Sehr lustig, wahrhaftig! ich werde unbedingt mit ihm Bekanntschaft schließen, werde zu ihm fahren und ihn zu mir zum Essen einladen.“

„Dann wollen wir schon zusammen fahren; ich muß ihm ja auch meine Karte bringen!“ sagte der Hausherr. „Mitri wollen wir mit uns nehmen! aber Bekanntschaft machen — nein, Gott helfe ihm! was das für ein Original ist!“

Krefow sah unterdessen Alle zerstreut an, indem er mit der Gabel auf dem Teller klapperte; da die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf ihn concentrirt hatte, so fing er augenscheinlich an, das zu verlieren, was man *contenance* nennt, oder das Unbequeme seiner Lage ließ ihn ermüden.

„Hilf mir, mich unbemerkt aus dem Staube zu machen,“ flüsterte er dem Studenten zu.

„Bleib noch etwas, wir gehen zusammen und einstweilen sprich noch etwas,“ antwortete jener.

„Sie sagten da,“ fing mit einmal Krefow an, ziemlich gemächlich sich an den Professor wendend: „daß der Roman das Leben — also die Wahrheit darstellen soll; und Sie (er wandte sich an Tscheschnew) fanden, der Autor habe es richtig dargestellt: ich frage Sie nun, wo steckt denn bei ihm dieses Leben und wo ist die Wahrheit desselben? worin?“

„Wie so, wo ist dies Leben! Ein ganzer großer Gesellschaftskreis lebt in der ganzen Welt dieses Leben! . . .“ erwiderte Tscheschnew verwundert.

„Was ist das für ein Leben! lebt man etwa so? und was ist das für ein „Gesellschaftskreis“; der höhere, nicht wahr, das wollen Sie sagen? . . .“

„Weder der höhere, noch der niedere, sondern einfach der Kreis wohl-erzogener Leute, was bei den Engländern heißt *Gentlemen*, oder bei uns anständige Leute!“

„Weshalb sind denn diese anständigen Leute bei ihm aus Grafen- und Fürstenfamilien genommen, oder aus der höheren militärischen und administrativen Sphäre? Setzt er denn die Qualität der *Gentlemen* in den anderen Gesellschaftsschichten nicht voraus? Anständigkeit giebt es überall, sie kommt auch im Mittel vor!“

„Das ist wahr; aber er kennt Niemanden unter den Ritteln; er hat die Handlung und die Personen aus dem ihm bekannten Kreise genommen; ist das nicht einerlei?“

„Nein, das ist nicht einerlei! weshalb hat er sie gerade aus diesem Kreise genommen? Weshalb war es nöthig, daß er nur sie darstellte?“

„Welches Recht haben Sie den Schriftsteller um deswillen zu richten, was er nicht geboten hat? Die Kritik hat nur auf das zu sehen, was er gegeben hat! Calamme malt Sümpfe, Claude Lorrain — wohldurchforstete, gesäuberte Wälder und klare Bäche; und Niemandem kommt es in den Kopf zu verlangen, Calamme solle Gärten malen, und Claude Lorrain vorzuhalten, weshalb er nicht Sümpfe male! und in der Literatur ist es ebenso?“

„Ihrer Ansicht nach ist, was nicht zum aristokratischen Kreise gehört auch schon ein Sumpf!“ schaltete Krefow ein.

„Dann kann man,“ fuhr Tscheschnew fort, ohne auf ihn zu hören, „die Schriftsteller zur Verantwortung ziehen, von denen die Einen zum Beispiel Leben und Sitten der Kaufleute und Bürger, Andere die der Bauern darstellen; es hat auch Solche gegeben, die aus dem Leben der Geistlichkeit Schilderungen entwarfen; weshalb soll denn die Sphäre des, wie Sie es nennen, höheren Gesellschaftskreises, oder des Kreises der reichen, vornehmen, feingebildeten Leute dem Schriftsteller unzugänglich bleiben?“

„Deshalb, weil dieser höhere Kreis nicht auf der Welt existirt, folglich giebt es auch keine künstlerische Wahrheit in diesem Gemälde, von dem Sie mit dem Professor eben so schön geredet haben!“

Alle sahen einander verblüfft an.

„Wie so denn eigentlich „nicht existirt“!“ überlegte der General, sich an den Hausherrn und Suchow wendend. „Und alle Deine heutigen Gäste, wir, gehören zu welchem Kreise?“

„Nimm Dir nicht zu Herzen, was er sagt,“ antwortete leise Suchow. „Das ist ja der Antichrist, nur nebenbei ein sehr amüsanter Kerl; wie könnte man ihn nur zu uns in den Club schleppen!“

„Also in so fern existirt er nicht! weil es anständige Leute oder Gentlemen in jeder Klasse giebt; oben sind ihrer weniger; dort sind nur Herrschaften; sind die etwa — eine höhere Klasse? weshalb?“

Alle schwiegen.

„Nun jetzt ergözt Euch mal daran! was das für Gefinnungen sind!“ fing plötzlich Krasnoperow an zu reden, nachdem er während des Streites über die Kunst schon zwei Mal eingeschlafen war.

„Die Bemerkung, daß es nur eine höhere Classe nicht giebt, ist einigermaßen schwerwiegend und theilweise triftig,“ bemerkte der Journalist.

„In wie fern, mit Erlaubniß zu fragen?“ sagte der Hausherr neugierig; auch die Anderen warteten auf eine Antwort.

„Apart und als ein Ganzes existirt dieses Leben wirklich nicht: es steht in Berührung mit dem Leben anderer Kreise, anderer Bildung und Sitten, der Autor aber umgeht dieses und beschreibt nur die oberen Schichten . . .“

„Aber Andere schildern ja wieder nur die unteren Schichten und behelfen sich ohne die Oberen, wie ich eben bemerkte,“ entgegnete Tscheschnew.

„Ja, das ist wahr; aber diese unteren Schichten behelfen sich auch in Wirklichkeit ohne die Oberen.“

„Glauben Sie?“ fragte ironisch der General.

„Ich spreche nur von der Seite des Daseins, welche der Kunst zu-

gänglich ist," beeilte sich der Redacteur hinzuzufügen — und lasse alles Uebrige bei Seite. Die oberen Schichten theilnehmen sich nicht, d. h. sind nicht gegenwärtig bei dem Sittenleben der unteren Schichten, bei ihrem Schalten und Walten; letztere führen ihre Existenz auch so für sich selbst; aber die Oberen ohne die Unteren — würden nicht einen Tag fortbestehen. Unser Schriftsteller übergeht aber vorsätzlich jeden anderen als den höheren Kreis, zeigt merklichen Ekel davor, und zu seinem eigenen Kreise verhält er sich partiisch; das ist die Absicht und der Zweck des Autors, in welchem es an künstlerischer Wahrheit fehlt, wie eben Herr Krefow bemerkte."

„Hörst Du, man citirt Dich!“ sagte der junge Uranow.

„Ich habe es ja gesagt, daß ich wahrheitsliebender bin als Alle!“ bemerkte jener.

„Der Künstler als Schriftsteller muß objectiv sein, d. h. unparteiisch,“ fuhr der Redacteur fort, „er muß, wie zum Beispiel der Graf Tolstoi, jede Art Leben schildern, die ihm nur unter die Hand kommt, da das Leben der ganzen Gesellschaft in sich verbunden und verschmolzen ist. Er bietet die Schichten, wie ein Kartenspiel zusammengemischt, und so sind sie auch in Wirklichkeit. Neben der Person aus dem höchsten Kreise beschreibt er auch den Bauern, die einfache Haushälterin und sogar den toll gewordenen Hund; aus den Salons der Residenz versetzt er den Leser in die Hütte des Bauernwirthens, in den Bienengarten, auf die Jagd und zeichnet mit demselben künstlerischen Wohlwollen — Militär- wie Civilpersonen, Herrschaften, Bediente, Kutscher und Pferde, Wald, Wiese, Acker . . . Alles! Wie der Vogelsteller sein Netz, so deckt er seinen Rahmen über ein ganzes Panorama von allerlei Leben und zeichnet — sine ira, wie der Herr Professor mit Recht sagt; thäte er anders — so wäre er unwahr, das Talent kann aber nicht unwahr sein, und wenn es doch so ist, d. h. das Eine hervorhebt, das Andere verbirgt, das Eine mit künstlerischer Vorliebe ausmalt, das Andere partiisch d. h. vorsätzlich schlecht malt, so hört es eben auf, ein Talent zu sein; es kommt zu Stande etwas Verblaßtes, Welkes, Lebloses oder etwas Einseitiges, Unrichtiges . . .“

Der Professor neigte den Kopf ein wenig zur Seite und Tscheschnew lehnte sich zurück, beide hörten aufmerksam zu und schienen zum Theil dem beizustimmen, was der Redacteur sagte. Suchow gähnte leise in die Hand, die Anderen tranken zur Zerstreuung die Gläser leer, dieser oder jener aß vom Dessert; der alte Belletrist Studelnikow erhob auf einen Augenblick die Augen zum Redacteur, überflog mit dem Blicke die übrigen Gäste und fuhr dann wieder fort auf den Tisch hinzusehen, wo, gerade vor seiner Nase auf Dessertvasen Melonen und Ananas lagen.

„Aber,“ sagte Tscheschnew: „Unser Autor berührt doch auch stellen-

weise andere Berufsarten, zum Beispiel er beschreibt den Portier, die Bedienten . . .“

„Ja,“ unterbrach ihn Krefow, „und beschreibt sie wie Hunde, mit affectirter Verachtung! er nennt sie wigig „Socialisten“; sehen Sie, wie er sie berührt! Er verhöhnt die erhabenste Idee des Jahrhunderts, die Idee der Gleichheit!“

„In der That, er vermeidet absichtlich und sorgfältig alles Vulgäre,“ fuhr der Redacteur fort, „das ist wahr!“

„Ja, dort geht es auch nicht an,“ erwiderte Tscheschnew: „Es gehört nicht dorthin! wenn die „unteren Schichten“, wie Sie sagen, sich im Privatleben nicht mit den Oberen vermischen, so leben doch folglich auch die oberen Schichten apart, in ihrem Kreise; wie viele moderne Schriftsteller unterlassen absichtlich, die oberen Schichten zu erwähnen! Weshalb sollte, zum Beispiel, ein Maler, der dieses Speisezimmer und uns alle zeichnen wollte, einen Arbeiter aus der Volksküche hier herein setzen, oder einen von diesen Dienern da, die uns bedient haben, mit uns zusammen am Tisch sitzen lassen?“

„Sie haben extreme Fälle genommen, mit Erlaubniß zu bemerken!“ entgegnete der Redacteur, „zwischen den obersten Schichten . . . und Dienern, Arbeitern, ziehen sich noch ganze Reihen hin — nach den Professionen, der Vermögensstellung, Bildung, den Sitten . . .“

„Ja, wenn Ihr Autor eine Volksküche hätte beschreiben wollen, so hätte er zusehen, ob nicht irgend ein gnädiger Herr da hereingerathen, und hätte den allein beschrieben und die Arbeiter hätte er weggelassen!“ sagte Krefow.

„Er hätte überhaupt keine Volksküche beschrieben!“ widersprach Tscheschnew, „er ist da nicht drin gewesen und kennt nicht deren Besucher.“

„Und will sie nicht kennen! Das ist das Scheußliche! Das russische Leben ist nicht in den oberen Schichten! Dort kommt es nicht vor!“

Tscheschnew zuckte die Achseln, die Anderen lächelten.

„Sie wollen wohl, daß er das russische Leben darstellen soll, wo es auch Schmutz giebt und Flecken auf dem Tischtuch und ungefegte Fußböden . . .“

Er seufzte.

„Weshalb wieder nach dem Extremen greifen?“ sagte versöhnlich der Journalist, indem er sich sowohl an Tscheschnew, als auch an Krefow wandte. „Es ist nicht nöthig, geflissentlich den Kehricht und die Flecken zu suchen, um damit zu coquettiren, aber man darf auch nicht peinlich und mit wählerischem Ekel alles Werttägliche umgehen, wo allerdings nicht überall Reinlichkeit und Eleganz leuchten! der Autor jedoch fortirt sorgsam, wie die Menschen, so die Sachen — und säubert sogar gewissermaßen die Natur selbst, radirt an den Landschaften herum, damit nicht irgend ein Strohhalmchen oder ein

Nest von Fegsel da hinein komme; das heißt auch das Leben ausradiren. Wenn es auch möglich ist die Menschen aufzuputzen und zuzustuken, so läßt sich doch aus der Natur nicht alles Unnütze herauswerfen; es würde unnatürlich werden. Entfernen Sie von den menschlichen Gestalten alle charakteristischen typischen Besonderheiten und Details — so wird sich etwas Unpersönliches, Seelenloses ergeben.“

Ischeschnew hörte mit geneigtem Haupte nachdenklich diese wohlgefügte kritische Periode an.

„Da steckt allerdings wohl ein Stück Wahrheit darin,“ sagte er endlich mit leichtem Seufzer, „der Verfasser ist ein Purist, nicht nur in der Sprache, sondern auch in Bezug auf seine Helden und die Decorationen des Romans; aber über die Menschen wie über die Natur hat sich doch auch viel von dieser Politur und Eleganz ergossen, wenn man nicht gar zu genau zusieht; er beschreibt eben wie dasjenige ihm erscheint, worauf sein Blick haftet! Sie haben doch gewiß nichts Gefuchtes, Geziertes in seinem Roman bemerkt? er ist nur im höchsten Grade wohlanständig, aber einfach und natürlich . . .“

„Wohlanständig: zugestanden; aber natürlich — wird man wohl kaum sagen können; gerade deswegen, weil er sich gar zu sehr bemüht, daß nur nicht in seine Salons, nach Puschkins Ausdruck, „vlämischer Rehrich“ d. h. das Leben des Werktags, hineingeräth,“ sagte der Journalist.

„Dort ist auch nicht der Platz dafür — Sie werden das zugeben!“

„Ich weiß nicht; aber die Abwesenheit lebendiger Details nimmt den Menschen und der Natur viel von ihrem Leben — muß ich wieder sagen. Einen wahrhaften Zug des Gefühls oder die Regung des Gedankens auf dem menschlichen Gesichte im gegebenen Moment auffangen und wiedergeben — das ist psychologischer, innerer Realismus; die Scene mit lebhaftigen, wahrheitsgetreuen Details ausstatten — das ist der äußere Realismus und Beides zusammen führt zur Wahrheit.“

„Aber gestehen Sie es nur, die Schriftsteller der schönen Literatur und die Maler zeichnen und schildern oft viele unnütze Wahrheiten, die man hätte vermeiden können; zum Beispiel . . .“

„Zum Beispiel,“ unterbrach ihn Krefow — der unangenehme Geruch, den Petruschka, der Diener Tschitschikows¹ überall mit sich herumträgt, nicht wahr! wollten Sie dieses Beispiel anführen?“

Alle fingen an zu lachen, Lilina erröthete.

„Ja . . . auch wohl dieses und viele andere, alles unnütze Merkmale.“

„Darüber hat man schon vor langer Zeit gestritten und Belinsky hat den Streit entschieden!“ sagte Krefow. „Lesen Sie nur die Stelle bei ihm,

¹ Bekannte Figuren aus Gogols „todten Seelen“.

wo er über diese pharisäische Reinheit urtheilt; sehen Sie, man kann doch nicht sagen „es stinkt“, man darf in Gegenwart von Damen, (er warf einen Seitenblick auf Wilina) das Wort „Floh“ nicht aussprechen, u. s. w. Wenn man auf diese mäkelnden Zierengel hören und die russische Sprache im Sinne des guten Tons ummachen wollte, dann müßte man nicht mehr Russisch sprechen, sondern nur noch mit den Fingern in der Luft herumfahren! Das Unnöthige! was ist im Leben denn alles — nöthig!“

„Sie folgen Hegels Spuren,“ bemerkte lächelnd der Professor, „alles was wirklich ist, ist vernünftig! Aber nicht alles, was im Leben nöthig ist, ist auch in der Kunst nöthig, erlauben Sie mir zur Ergänzung Ihrer Aphorismen zu bemerken!“

„Im Gegentheil, das Unnöthige spielt auch in der Kunst eine große Rolle,“ sagte Krefow, „ebenso wie im Leben selbst, ist also folglich auch nöthig.“

„In wie fern ist das Unnöthige im Leben — nöthig?“ fragte Suchow ironisch; „zum Beispiel . . . der Schnupfen?“

Alle lachten; Krefow machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Das ist denn doch über die Maßen paradox — mit Erlaubniß zu bemerken!“ sagte der Hausherr.

„Nein, es ist nicht paradox! ich verstehe unter dem Unnöthigen jeden Ueberfluß, der über das Unumgängliche hinausgeht; und im Leben giebt auch nur der Ueberfluß uns das, was man Glück nennt; wie ein jeder das Glück auffaßt — das ist eine andere Frage!“

„Woher ist das so? Erlauben Sie, erlauben Sie!“

„Daher also! sehen Sie sich nur hier um,“ sagte Krefow. Alle sahen sich auch wirklich um.

„Was haben Sie dort oben aufgestellt, auf dem Schrank?“

„Wie so,“ entgegnete verwundert der Hausherr, „Statuen . . .“

„Und im Schrank?“

„Im Schrank sind antike Silbersachen . . . wie Sie sehen!“

Tscheschnew lächelte vergnügt; der Redacteur, der Professor und einige Andere von den Gästen ebenfalls, da sie voraussahen, worauf Krefows Rede hinauslaufen werde; Andere wieder sahen naiv die Gegenstände an, die er nannte.

„Auch hier auf dem Tisch ist Silberzeug,“ fuhr Krefow fort. „Unter den Füßen Teppiche; dort sind . . . eins, zwei, drei, vier Bronceandelabres . . . da brennen dreißig oder vierzig Lichte, statt zweier oder dreier! ist das Alles nöthig? und diese Wachteln und das theure Gemüse, das Dessert, und an Wein zwanzig Flaschen? . . .“

„Wie soll es denn anders sein? überall ist das so!“ sagte der Hausherr: „Also ist es nöthig!“

„Nein, nicht überall; sehen Sie nur aus dem Fenster. Alles das ist unnöthig, überflüssig . . . und es macht Ihr Glück aus und das Glück aller dieser Herren da. Man kann von Thontellern essen statt von Silber, Wasser trinken oder Kwas, meinetwegen Bier — Sie aber trinken und essen nur Unnöthiges, lauter überflüssiges Zeug . . . Die Ausgaben für das Unnützliche allein hätten Ihnen nicht das geringste Vergnügen bereitet . . . zum Beispiel der Ankauf von Brennholz, von Rindfleisch für Sie zum Mittagessen, von Hafer für die Pferde. Aber darüber freuen Sie sich, alles dieses, dieses Unnöthige anzuschaffen . . . oder im Kartenspiel zu gewinnen oder zu verlieren.“

„Tiens, celà c'est vrai!“ sagte ein Gast.

Uranow, der General, Suchow und Zwan Petrowitsch hörten gutmüthig lächelnd zu, ohne zu wissen, was sie auf dieses Paradoxon antworten sollten; alle sahen Krefow mit Interesse an.

„Spielt den Diogenes!“ bemerkte Jemand leise.

„Was haben Sie mich alle zu fixiren?“ sagte er. „Ist es nicht wahr, was?“ Alle fingen an zu lachen.

„Nein, daran ist auch was Wahres!“ erwiderte Uranow.

„Nun und in der Kunst ist es ebenso: stellen Sie mal dar . . . nun etwa die Liebe, ohne reale Attribute, ohne scenische Ausschmückung . . .“

„Attribute!“ flüsterte der General.

„Und es wird ein Blödsinn herauskommen! irgend eine Jungfrau auf dem Fels . . . was nicht vorkommt!“ endigte Krefow.

„Aber Puschkin hat doch, als großer Realist und Classifier zugleich, zu der Jungfrau in weißem Gewande über den Wogen, den Sturm und den Schleier, mit dem der Wind spielt, hinzugefügt — und es ist etwas Malerisches und Wahres, d. h. Reales zu Stande gekommen!“ sagte der Professor. „Das ist eben die Poesie!“

„Wohin ihn sein verliebtes Girren getragen hat: auf den Fels! lachte Krefow. „Das ist erst recht etwas ganz Unnöthiges!“

„Erlauben Sie, erlauben Sie,“ fiel ihm der Professor in die Rede, „Sie widersprechen sich selbst; Sie haben soeben das Unnöthige zum Gesetz erhoben — sowohl im Leben als in der Kunst . . .“

„Das Unnöthige, aber Wahrheitsgemäße! verstehen Sie mich, „das, was vorkommt! Die Teufel schweben aber nicht über den Abgründen und die Jungfrauen erscheinen nicht in malerischer Positur auf den Felsen!“ fuhr Krefow bissig auf ihn los.

„Unser Autor ist ein Anhänger des Classicismus, er scheut den Realismus — das ist wahr,“ fing der Professor wieder an. „In allem hält er streng den classischen Styl ein. Er steht dem Ideal näher als dem

Typus und daher scheut er unter Anderem die werktätlich hausbackenen Kleinigkeiten des Lebens; das ist bei ihm Geschmack, Erziehung oder Natur, wie Sie wollen. Aber die Geschmacksrichtungen spalten sich ja auch in Arten, wie die Kunst selbst sich in Schulen theilt; der Unterschied der Schulen und Stylformen wird unter Anderem durch die Verschiedenheiten des Geschmacks der Künstlernaturen bedingt; das sind die Pfade, auf denen die Künstler sich trennen, Jeder seiner Natur folgend . . .“

„Nun, die Musik geht los!“ schaltete Krefow halblaut ein, aber man hatte es gehört und lachte, auch der Redner.

„Der Eine sucht zum Beispiel die Natur in der Tiefe schlummernder Wälder, in der Steppe, zwischen wilden Felsen,“ fuhr er fort, „der Andere sieht und liebt sie in Parks, cultivirten Gärten und Blumenbeeten! Dieser malt Madonnen, biblische oder mythologische Sujets; Andere — das alltägliche bunte Leben; die neueren Künstler wollen alles vermengen, dem Genre subsummiren . . .“

„Verläumdten Sie nicht die neueren Künstler; sie vermengen gar keine Schulen und Stilarten, sondern wollen einfach nichts von ihnen wissen!“ brauste Krefow wieder auf. „Alle — die Jupiter und Venusse, Ihre Engel an Edens Thoren und die Teufel über dem Abgrund haben sich überlebt und bieten der Vorstellung des Künstlers nichts mehr; die neueren Künstler schildern, was sie in der Natur und im Leben sehen und wissen, und wenn sie in die Geschichte hineingucken, so treffen und beschreiben sie auch biblische Ereignisse, wie sie vorgefallen sind und nicht wie die Idealisten durch ihre Brille sie ansehen durch die Jahrtausende hindurch.“

Nun trat eine Pause ein und Tscheschnew senkte traurig den Kopf, indem er flüsterte: „Mein Gott! wird dieses tolle Schwärmen ein Ende finden!“ „So meinen Sie also,“ wandte er sich darauf an den Redacteur, ohne Krefow anzusehen, „daß nur die Gentlemen, ihr Kreis, ihre Sitten und ihr Leben nicht der Gegenstand künstlerischer Darstellung werden können?“

„Was sind das für Gentlemen?“ mischte sich wieder Krefow hinein, „diese glattfrisirten, gepuzten Herren, die sich um einander herumdrehen, aus Furcht einer den anderen zu berühren, die sich über Liebe und Freundschaft Erklärungen machen wie Schatten? sie essen und trinken wie nach dem Tact der Noten . . . was ist denn das für ein Leben? lebt man etwa so?“

„Allerdings,“ entgegnete ihm wider Willen Tscheschnew, „wo die Erziehung fehlt, äußert sich das Naturel anders . . . sehr lebendig und natürlich; aber Gott bewahre uns vor solcher Natur!“

„Es scheint, Herr Krefow ist damit unzufrieden,“ fiel der Redacteur ein: „daß der Verfasser nur die Paradeseite des Lebens vorführt, das Leben der Salons, in der Form der durch strenge Regulative bedingten Beziehungen

zwischen den Personen, und daß er dem Gedanken, Gefühl und den Leidenschaften wenig Raum und Freiheit gewährt. Das ist auch wahr! Er macht sich nicht an die psychischen Räthsel und stellt daher alles unwillkürlich, oberflächlich und conventionell dar . . .“

„Und nennt das gar einen Roman!“ fügte Krefow spöttisch hinzu.

„Wie nennen Sie es denn?“ fragte Uranow.

„Einen Protest der Aristokratie und des Militarismus gegen die Demokratie — so nenne ich es!“ sagte er böse. „Einen Protest der privilegierten Stände mit ihrem Luxus und ihrer süßlichen Verfeinerung gegen . . .“

„Gegen die Rohheit, den Eynismus, die Unsauberkeit und jede Art moralischer und materieller Verfahrenheit . . . das ist richtig!“ führte Tscheschnew, auch in der Hitze, den Satz zu Ende.

Der General, Suchow und Uranow lächelten. „Bien dit!“ ertönte vom anderen Ende des Tisches.

„Und das ist eine Heldenthat von Seiten des Autors,“ fuhr Tscheschnew fort. „Längst war es Zeit, die Lanze zu erheben gegen den tobenden Angriff auf Alles, wodurch die Gesellschaft lebt und zusammenhält.“

„Zum Beispiel — auf was?“ fragte Krefow beinahe grob.

„Zum Beispiel auf den urbanen Anstand, die Achtung der Menschenwürde, die Zurückhaltung, Zügelung wilder Leidenschaften — und damit zugleich allerdings auch auf die entsprechenden Formen des geselligen Lebens, die Feinheit der Sitten, ebenso wie auf den reinen Geschmack und gesunde Begriffe . . . auch in der Kunst! mit einem Wort, ein Protest gegen alle Schlotterigkeit, Verrottung und zerzaustes, verkommenes Wesen in der menschlichen Gesellschaft, gegen jede Thierähnlichkeit! Sehen Sie, darin besteht die That des Verfassers! die Menschheit hat auf langem und mühevollen Wege diese Resultate erreicht, und da mit einmal kommt ein Geschlecht, welches alles in Jahrtausenden Gewonnene wegfegen will . . . und was wird es an die Stelle setzen? nun also, gegen diese Lüge und rohe Vergewaltigung protestirt der Autor!“

„Nein,“ fing stürmisch Krefow an zu sprechen, „er protestirt gegen die Schlichtheit der Sitten, die Natürlichkeit des Lebens, die Forderungen der Zeit, gegen die Menschenrechte, die persönliche Freiheit und die Gleichheit! . . . Darin, sehen Sie, liegt die Heldenthat Ihres Autors! er will die Stellung seiner Helden in den oberen Regionen schützen, ihre privilegierte Verfeinerung, ihren Luxus und daß sie sich der directen und wirklichen Arbeit entziehen!“

„Schick' nach der Polizei,“ sagte leise, mit verhaltenem Lachen, Suchow zum Hausherrn.

„Halt, stör' nicht! das ist amüsant!“ antwortete Jener.

„Der Arbeit!“ wiederholte mit bitterem Lächeln Tscheschnew, „sind denn nicht gerade vor der Arbeit diese modernen Tagediebe in ihre Spelunken geflohen, um die Vertheilung fremden Eigenthums zu predigen!“

Krefow trank ein Glas Rothwein aus.

„Aber die bescheidenen niederen Klassen der Gesellschaft bewirft Ihr aristokratischer Autor mit seiner Verachtung! ist es so, Mitri? Du hast es doch gehört, wandte er sich an den Studenten: „bewirft er sie?“

„Ich erinnere mich nicht!“ sagte jener lachend: „was beruffst Du Dich auf mich? Sprich selbst für Dich!“

„Wo denn?“ fragte Tscheschnew, „die untere Klasse wird dort nicht einmal erwähnt!“

„Und weshalb wird sie nicht erwähnt?“ fuhr Krefow scharf dazwischen.

„Da bitte ich Sie eben auszuhelfen!“ sagte Tscheschnew und fing an zu lachen.

„Darüber wurde soeben erst gesprochen,“ fügte er hinzu, „und dieses Thema wurde erschöpft. Wir sagten schon, daß der Autor die anderen Gesellschaftsklassen nicht kennt. . .“

„Und er will sie nicht kennen! folglich verachtet er sie! und wie sollte er sie auch nicht verachten! alle seine Helden sind Muster der Eleganz, des feinen Schiffs in Gedanken, Gefühlen und Reden — und alle thun nichts! Wie sollte man denn da plötzlich in ihren Kreis Einen einführen, der sich mit mühseligen Arbeiten plagt, an dem man möglicher Weise den Geruch des Arbeitsschweißes . . . Verzeihung . . . Transpiration wittert (corrigirte er lächelnd und ironisch sich gegen alle verneigend), und der vielleicht sagen könnte „es stinkt nach Rauch“, anstatt „es riecht nach Rauch“; am Ende erschien er noch gar in abgetragener Kleidung, ohne Handschuhe . . . sehen Sie, so wie ich gekommen bin: entschuldigen Sie!“ sagte er dem Hausherrn, seine bloßen Hände zeigend.

„Und ich ziehe auch keine an!“ unterbrach Tscheschnew ihn mit Lachen.

„Und da sollte mit einmal ein solcher Autor,“ fuhr Krefow fort, „einen Bauern schildern; einen einfachen Bürger, einen kleinen Beamten, einen angestrengt Arbeitenden, einen Handwerker . . . ja wie denn! die gnädigen Frauen würden ihn wohl gar nicht einmal lesen wollen!“

„Ich und beinahe alle meine Bekannten lesen und kennen Gogol!“ sagte plötzlich Wilina.

Krefow sah trübe auf sie hin.

„Sie?“ erwiderte er: „unmöglich!“

„Weshalb?“

„Wenn Sie Gogol und die anderen Volkschriftsteller gelesen hätten, so würden Ihre Augen anders dreinschauen und Sie besäßen nicht dieses selige Lächeln.“

Sie wurde verlegen und sah verwirrt um sich.

„Qu'est-ce qu'il dit?“ fragte sie ihren Nachbarn.

„Des sottises! gardez-vous bien de le contredire!“ antwortete der lächelnd.

„Sehen Sie, so ist es besser,“ fügte Krefow hinzu: „verständigen Sie sich in Ihrer Muttersprache und lassen Sie Gogol in Ruhe!“

„Dieu, Dieu, Dieu! voilà un ours mal léché!“ tönte es vom anderen Ende des Tisches herüber — und alle lachten; Krefow war im Begriff anzuhalten, winkte jedoch gleichgiltig mit der Hand, fing selbst an zu lachen und fuhr fort, indem er sich an Tscheschnew wandte:

„Nein, alle diese Personen im Roman sind ein Haufe müßiger Leute, die sich mästen und genießen auf Kosten des Volkes und selbst gar nichts thun! Das ist Ihre höhere Gesellschaftsklasse! Lohnt es, sie zu beschreiben!“

„Mein Gott!“ sagte Tscheschnew beinahe stöhnend: „welche Verbitterung und Verleumdung! müßig! Wer lenkt denn, im Verein mit der höchsten Gewalt, die Geschicke unseres Landes?“ wandte er sich hitzig an Krefow.

„Wer hat es nach außen hin auf eine hohe Stufe gebracht und erhält im Innern die Kraft, Ordnung und den Gang des Lebens aufrecht — wenn nicht Personen des Kreises, aus dem der Autor seine Helden genommen hat?“

„Nein! durch Arbeit, Blut und Geist des Volkes wird alles erhalten!“ brüllte Krefow wie ein Löwe mit blitzenden Augen.

Der Student stieß ihn sacht in die Seite.

„Ja, sind wir alle etwa nicht das Volk? Sind diese Grafen, Fürsten und ihre Vorfahren etwa nicht aus dem Volke und nicht auch das Volk?“ wandte Tscheschnew ein.

„Gewesen! aber jetzt fahren sie aus ihrer Haut, um sich von ihm zu entfernen, ihm nicht zu gleichen! sie zerreißen sogar die letzte Verbindung mit ihm — die Sprache; sie bemühen sich ihm unverständlich zu sein, sie sprechen französisch, englisch und was nicht noch, um nur nicht russisch zu sprechen!“

Tscheschnew seufzte und neigte das Haupt vor dieser letzteren, allerdings unbestreitbaren Wahrheit in Betreff der Sprache.

„Und auch in der eigenen Sprache gebraucht man viele Fremdwörter,“ bemerkte halblaut der General: „was wahr ist, ist wahr!“

„Das ist theilweise richtig,“ sagte Tscheschnew mit einem Schatten von Bekümmerniß, „und in diesem Sinne sind wir alle, zugestanden, längst nicht mehr das Volk; auch Sie nicht: Sie sind nicht russisch gekleidet, und gebrauchen vieles Nichtrussische auch außer der Sprache; ja auch das Russische, welches Sie sprechen, ist nicht dasjenige, welches das Volk spricht; es versteht Sie nicht und Sie verstehen wiederum nicht seine Sprache zu reden.“

„Deswegen, weil man es nicht lehrt, unsere Sprache zu verstehen, weil man es vorsätzlich in Unwissenheit erhält . . .“

„Aber wenn es denn nun erlernt, sich auf nichtrussische Art zu kleiden und zu sprechen, Nichtrussisches zu trinken und zu essen, wie wir jetzt, dann wird es doch eben aufhören in dem Sinne das Volk zu sein, wie Sie es verstehen; das ist immer so gewesen und wird so sein, es ist ein ewig rollendes Rad! Also Sie ärgern sich darüber, weshalb nicht Alle oben sind, oder weshalb nicht wir Alle unten sind! Aber das ist ja physisch unmöglich! Sie wollen nicht begreifen, daß das Volk nur einen Theil dessen bildet, was man die Nation nennt! So sagen Sie doch wenigstens, was Sie wollen? Was für Kindereien!“

„Nicht Kinderei, sondern Socialismus heißt das! bessere Köpfe als wir Beide entscheiden diese Frage; und wir haben nicht weiter darüber zu disputiren!“

Alle fingen wieder laut zu lachen an; allesamt fühlten sich belustigt durch diese Debatte; auch Tscheschnew lachte; der Held des Tages war nicht der Autor und sein Roman, sondern Krefow mit den Finten seiner Polemik.

„Worüber freuen Sie sich!“ sagte Krefow böse. Das Gelächter verdoppelte sich.

„Was ist denn eigentlich dieser Socialismus?“ fragte der General.

„Interessirt es Sie?“ wandte sich Krefow an ihn, „fragen Sie den Feldwebel danach, welchen Skalosub dem Repetilow¹ als Voltaire geben wollte, mir jedoch erlassen Sie die Antwort!“

„In unseren Garten wirft er seine Steine!“ bemerkte der General gutmüthig, als er die allgemeine Heiterkeit bemerkte.

„Das Volksthum, oder sagen wir lieber die Nationalität, äußert sich nicht in der Sprache allein,“ sagte nach einigem Schweigen Tscheschnew. „Sie besteht in dem Geiste der Einigung von Gedanken und Gefühlen, in dem Zusammentreffen aller Kräfte des russischen Lebens! Mögen die Kosmopoliten für eine entfernte Zukunft, ein Zusammenfließen aller Stämme und Nationalitäten in eine Menschenfamilie träumen, mag diesem Traum auch irgendwann Erfüllung beschieden sein, aber bis dahin und sogar zur Erreichung dieses selben Zieles — wenn solches thatsächlich das Endziel menschlicher Wesenentwicklung sein sollte — muß nothwendiger Weise jedes Volk alle Säfte seines Lebens herausarbeiten, alle Kräfte aus ihm extrahiren, den ganzen Sinn, alle Qualitäten und Gaben, mit denen es ausgestattet ist, und diese nationalen Geschenke dem allgemein-menschlichen Capital zuführen! Je stärker ein Volk ist, desto reicher wird diese Beisteuer sein und desto

¹ Ebenfalls eine Anspielung auf Gribojedows Komödie.

tiefer und merklicher wird der Zug sein, den es dem Weltbilde der Humanität einfügt.“

Nachdenklich senkte er den Kopf.

„Comme c'est profond!“ flüsterte man an dem einen Ende.

„Das . . . das . . . wissen Sie . . .“ begann Suchow: „das ist wahr!“ und er machte sich ans Weintrinken.

Der Belletrist Skubelnikow erhob wieder auf einen Moment den Blick zu Tscheschnew und versiel dann wieder in seine Apathie.

„Wie schön das gesagt ist! très joli, n'est ce pas?“ sagte Liliua.

„Pfißig, unbestreitbar! nun, was aber weiter?“ meinte Krefow: „was wollten Sie damit sagen?“

„Daß das russische Volk diese seine erhabene, sowohl nationale als auch humane Aufgabe erfüllt, und daß an ihr alle Kräfte des großen Volkes gleichmäßig und einmütig arbeiten, vom Zaren bis zum Pflüger und Soldaten! Wenn alles still und friedlich ist, leben und arbeiten alle wie die Ameisen, als ob sie auseinander gelaufen wären; sie denken und fühlen jeder apart für sich; reden auch, meinetwegen, verschiedene Sprachen; aber sobald sich nur eine Wolke am Horizonte zeigt, der Krieg erdröhnt, Seuchen oder Hunger über Rußland hereinbrechen — dann sehen Sie, wie alle sittlichen und physischen Kräfte sich vereinigen, wie alles in ein Gefühl, einen Gedanken, einen Willen zusammenströmt — und wie plötzlich Alle, als sei der heilige Geist über sie ausgegossen, augenblicklich einander verstehen und aus einer Kraft eine Sprache zu reden beginnen. Der vornehme Herr, der Bauer, der Kaufmann — alle machen sich an eine gemeinsame Arbeit, an ein Geschäft, an ein Werk, sie bringen Millionen und Kopeken herbei . . . und sterben, wenn es nöthig ist — und wie sterben sie! Vor euch stehen dann nicht mehr Grafen und Fürsten, Militär- und Civilpersonen, nicht Bürger und Bauern, sondern eine gewaltige, wie aus unzerstörbarem Erz gegossene Bildsäule — Rußland!“

„Bravo! c'est sublime! vortrefflich!“ riefen alle. „Auf die Gesundheit von Dmitri Iwanowitsch! Kellner, gieß Champagner ein!“ befahl Uranow.

„Wofür? Sie alle denken und fühlen das!“ sagte er, das Anstoßen erwidern: „dies ist unser aller Antwort an Herrn Krefow!“

„Ja! ja!“ bestätigten alle.

Krefow erhob sich vom Stuhle, zum Weggehen sich anschiekend, setzte sich aber mit einmal wieder.

„Bis jetzt hatte ich von Ihnen eine gute Meinung,“ begann er zu Tscheschnew gewandt, kam aber nicht weiter: allgemeines Lachen übertönte ihn. „Aber Sie sind ja ganz einfach ein Chauvinist!“ schoß er los, als alle still waren.

Eine Minute dauerte das Schweigen; der Professor senkte die Augen, der Journalist lächelte befangen, Skudelnikow sah plötzlich den Krefow und Tscheschnew groß an; Krasnoperow, Uranow, Suchow und der General sahen einander zweifelnd an. „Was ist das wieder?“ fragte der General flüsternd Suchow. Der fragte Uranow dasselbe und Uranow den Tscheschnew; die Uebrigen betrachteten mit erhöhtem Interesse Tscheschnew und Krefow; Truchin rieb sogar seine Brille mit dem Taschentuch und wartete auf eine Antwort; Tscheschnew blickte auf Krefow wie mitleidig; der Student flüchtete vor den unzufriedenen Blicken seines Onkels hinter den Rücken seines Nachbarn.

„Sie nannten mich „einen Chauvinisten“,“ sagte Tscheschnew leise und fast traurig, „nein, ich lasse mich nicht blenden von den conventionellen Sentiments und bin nicht dem landläufigen wohlfeilen Patriotismus ergeben! Ich hätte Sie mit mehr Grund meinerseits einen „Pseudo-Liberalen“ nennen können . . .“

„Was ist denn dabei, nennen Sie mich so; ich nehme es nicht übel!“ sagte Krefow munter.

„Nein, das thue ich nicht!“ unterbrach Tscheschnew ihn sanft: „Sie sind hier Gast und Ihre Persönlichkeit muß unantastbar bleiben.“

„Ah, bravo! oui, c'est ça! das ist eine Lehre! *Leçon bien méritée!*“ lief ein leises Summen um den Tisch; Krefow sah um sich und hörte dieses Summen einigermaßen gleichgiltig an.

„Reichen Sie mir die Hand!“ fügte Tscheschnew hinzu, ihm die seinige hinhaltend.“

„Da ist sie!“ sagte Krefow und gab ihm die Hand.

„Allein die Persönlichkeit bei Seite setzend, kann ich nicht stumm bleiben vor dem Pseudo-Liberalismus, dessen Accorde, entschuldigen Sie, in Ihren Reden zu hören waren. Dieser Pseudo-Liberalismus zernagt die Wurzeln jenes wahren Liberalismus, der allein zum Fortschritt führt. Die Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft, der Civilisation hat er sich zur Devise genommen, vor keinem Mittel schreckt er zurück — nicht einmal vor Brand und Mord . . . und weiß selbst nicht, was er will, und treibt hin . . . ja wohin?“ fragte Tscheschnew nachdenklich, gleichsam sich selbst, den Kopf senkend.

„Ja, das ist es — gerade das! Hab' ich's nicht soeben richtig gesagt?“ verkündete mit einem Mal Krasnoperow.

„St . . .“ bedeutete ihm Suchow; Krefow lachte.

„Darüber hat man schon gesprochen, gesprochen, geschrieben, geschrieben und wir bleiben doch immer beim Alten!“ — sagte er.

„Er lacht noch, ein flotter Kerl! flüsterte Krasnoperow seinen Nachbarn zu, „als wenn es ihn nichts anginge! Nein, Sie verantworten dafür, wo er hintreibt, Ihr Liberalismus!“ fügte der Alte laut hinzu.

„Wie soll ich es wissen, wohin?“ sagte Krefow. „Mag unser Weiser hier es entscheiden!“ er wies auf Tscheschnew.

„Wie soll ich es wissen, wohin?“ wiederholte Tscheschnew, „das ist richtig! Das ist die einzig mögliche, aufrichtige Antwort des Pseudo-Liberalismus! Er treibt aber ganz allmählig zu dem Abgrunde hin,“ schloß er, „von welchem auch Herzen sich sterbend abwandte und in den sich in Verzweiflung der wahnsinnige Pafumier stürzte, die Heerde des Panurg¹ mit sich fortziehend . . .“

„Bravo! Bravo!“ riefen Viele, mit den Tellern klappernd, mit den Gläsern klirrend.

„Nun, dorthin rufe ich Sie nicht,“ sagte Krefow und fing wieder an zu lachen. Auch der Student lachte.

„Nicht wahr, Mitri? solch einer bin ich doch nicht?“ fügte Krefow hinzu.

„Nun, heute haben wir uns an neuer und an alter Weisheit satt gehört,“ sagte Suchow seinen Nachbarn. „Wie werden wir nun schlafen? — Aber doch ist es lustig, sehr lustig hier!“ endigte er.

„Ja, lustig“, sagte Uranow leise, — „aber wie werde ich nur damit zurechtkommen? Auch Tscheschnew dort ist aufgebracht, Zwan Petrowitsch fühlt sich gekränkt, Silina ist verlegen und Alle sind stutzig geworden! Mitri allein pfeift auf Alles; ich werde ihm schon den Kopf waschen! Jetzt aber muß man den schlechten Eindruck irgend wie zu verwischen suchen!“

„Was wollten Sie doch noch über die heutige Vorlesung sagen, Dimitri Zwanowitsch!“ wandte er sich an Tscheschnew.

„Ich wollte daran erinnern,“ antwortete Tscheschnew, „wie lebendig und plastisch unser Autor in dem einen Gemälde den Patriotismus und das Pflichtgefühl ausgedrückt . . .“

„„Plastisch“, „Chauvinist!“, wie war es doch noch, „Sykophant“,“ flüsterte der General Suchow zu, „das gelst geradezu in den Ohren!“

„Ich spreche von der Beschreibung der Manöver,“ fuhr Tscheschnew fort, — äußerlich betrachtet, könnten sie vielleicht gar monoton werden; aber der Schriftsteller hat den Leser mitten in das Gemälde hineinversetzt, hat ihn verschmolzen mit den Schlachtreihen dieser russischen Seelen und Herzen, — und man fühlt sich als Krafteinheit innerhalb einer großen moralischen und physischen Gewalt, und in jedem Soldaten, Offizier, General sieht man seinen leiblichen Bruder, Freund, sich selbst.

„Ein erhabenes Gemälde!“ bestätigte der Professor.

¹ Panurg ist der Spaßmacher in Rabelais' Roman Pantagruel (erschienen 1542).

„Ja, ein effectvolles!“ bemerkte der Redacteur, „aber in einem Roman nimmt es sich doch etwas officiell aus . . . etwas herbeigezogen. . .“

„Großartig!“ meinte Uranow, „sagen Sie, was Sie wollen!“

„Großartige Caserne!“ urtheilte Krefow ab.

„C'est très-joli! und wie ähnlich! ich bin viele Male dabei gewesen . . . so ähnlich, so ähnlich!“ wiederholte mit kindlicher Freude Liliua.

„Und zwar so,“ mischte sich der General herein, „daß ich vergaß, wo ich saß; es kam mir geradezu so vor, als führte ich eine Brigade an; und ich habe mich damals sogar selbst darauf ertappt, ich salutirte mit der Hand so, auf diese Art, als ob ich einen Säbel in der Hand hätte — wahrhaftig!“

„Salutirte!“ — ertappt! was ist das für ein Wort, etwa ein russisches?“ sagte Suchow.

„Ein dienstliches, folglich erlaubt,“ antwortete der General.

„Wenden wir uns zur Aufgabe des Romans,“ fuhr Tscheschnew fort, „so kann man wohl mit Sicherheit den Schluß ziehen, das Hauptziel des Autors sei, alles das an seinen richtigen Platz zu stellen, was Viele leichtsinnig von dort zu verdrängen bestrebt sind . . .“

„Darf man wissen, was er noch Alles auf die Beine stellen will? Wogegen er zu Felde zieht?“ fragte Krefow.

„Nun z. B. gleich etwa gegen eine gewisse fälschliche Geringschätzung gegenüber den Vertretern der militärischen Profession . . .“

„Militärischer Beruf — c'est une vocation, comme une autre!“ schaltete der General ein.

„Was! auch bei Dir hat das russische Pulver nicht ausgereicht!“ sagte Suchow.

„Gegen den militärischen Beruf lehnt Niemand sich auf,“ sagte Krefow, sich herumbeißend. „Er bedeutet das ganze Volk!“

„Nein, man hat sich aufgelehnt und man lehnt sich auf,“ widersprach der General. „Wo man ihm beikommen, ihn verspotten, die Feder an einem Offizier ausspritzen kann, da thut man es! Es ist mir selbst nicht selten passiert, es zu lesen, und auch von vielen Militärpersonen höre ich es auch, die beklagen sich darüber. Oder — sagen sie — man schweigt ganz und gar, als ob es kein Militär auf der Welt gäbe! man übergeht uns in den Zeitungen, in Novellen, auf der Bühne — was soll das heißen! Geringschätzung! wir — meinen Sie — wollen nichts von Euch wissen!“

„Gleichgiltigkeit, nicht Geringschätzung,“ milderte es der Redacteur.

„Ja, Gleichgiltigkeit — so ist es!“ sagte Tscheschnew, „aber wissen Sie auch, die Gleichgiltigkeit ist eben die hinterlistigste Waffe! Gegen jede Gewalt läßt sich kämpfen, aber wie soll man dieses Grabeschweigen eines

unsichtbaren Feindes überwinden, diese Nichtanerkennung der Bedeutung, der Rechte, — und an wen: an den Kriegern!“

„Sie sagen das alles von den Offizieren, nicht wahr?“ fragte Krefow, „ja man rührt sie nicht an, das ist wahr! Aber vor Allem deshalb, weil sie herunterzuschimpfen nicht erlaubt wird, und andererseits sie streicheln — ja wofür denn! Und es wäre ja auch nicht wahrheitsgemäß, es wäre einseitig, — wie eben erörtert wurde — wenn man sie nur loben wollte, nun so schweigt man also, und man thut gut daran! Was hat denn der militärische Beruf mit den Offizieren gemeinsam?“

„Oho! Oho! Zu welchem Beruf gehören Sie denn? Was haben Sie verbrochen? Erlauben Sie, erlauben Sie, geschätzter Herr!“ erhitze sich der General. „Weshalb liebt man sie nicht und übergeht man sie?“

„Weshalb man sie übergeht, habe ich soeben gesagt,“ antwortete Krefow. „Es ist nicht gestattet, sie anzurühren; man liebt sie aber nicht, weil . . . ja weshalb soll man sie lieben? von Jugend auf spielen sie die Stutzer: treten als die vornehmen Herren auf, schwelgen bei den Borels, in Gesellschaft von Cocotten, fahren auf Trabrennen und mißhandeln das Volk . . .

„Wann? Wo? Mit Erlaubniß zu fragen. Es war ja schon auf Anschwärzen der Presse in Betreff gewisser Offiziere eine Geschichte aufgewühlt worden, als hätten die Offiziere beim Rennen das Volk mißhandelt — und es erwies sich, daß es eine Verleumdung war!“

„Mißhandelt, so viel ihr wollt, immer wird es eine Verleumdung sein; dafür ist es der privilegierte Stand!“ fügte Krefow hinzu.

Der General und Andere lächelten ironisch . . .

„Nun also, sie schwelgen bei den Borels . . . wessen sind sie noch schuldig?“ fragte der General.

„Dann dressirt man sie zu Gouverneuren, verschiedenen Directoren, Administratoren . . . unbekümmert darum, daß man sich, in früheren Zeiten, in der Gesellschaft ihre hübschen kleinen Skandalchen erzählte.“

„Mein Gott! mein Gott!“ stöhnte Tscheschnew, „welche boshafte Ungerechtigkeit! Und das sagt ein Russe von Russen, von seinen Brüdern!“

In der Gesellschaft erfolgte eine ernstliche Bewegung.

„Sagen Sie, wie viel auf einen Skandal unter dem Militär Skandale zwischen Civilpersonen kommen? Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß die einen sich bei Borel und Duffeau versammelt und die Anderen bei irgend einem „mittleren Schlagbaum“ der Jugend ihren Tribut gezahlt haben! Selbst sagen Sie ja auch „in früheren Zeiten“; seit damals haben sich doch die Sitten geändert, das öffentliche Gerichtsverfahren ist aufgekommen, die Presse . . . weshalb wollen Sie uns denn mit schlimmen Reminiscenzen in die längstvergangenen Zeiten zurückversetzen?“

Er neigte den Kopf und seufzte.

„Die Offiziere sind ja allerdings auch einmal jung, ebenso wie die Studenten, die Rechtsschüler, die Seminaristen,“ fügte er hinzu, „jene entschuldigen Sie, aber die Offiziere nicht! bemerken Sie denn wirklich nicht die edle Absicht des Autors — diese Ungerechtigkeit gut zu machen, sie in Erinnerung zu bringen, den Charakter dieses schönen, wenn auch Ihnen nicht angenehmen Gesellschaftskreises darzustellen, und derjenigen Gruppe desselben, die in diesem Augenblick auszieht, um für Rußland zu kämpfen und zu sterben?“

Händeklatschen erschallte; der General stand mit dem Pocal in der Hand auf.

„Wenngleich ich ein Krieger bin, so hätte ich es doch nicht verstanden, mich so mannhaft und gewandt für das Militär zu schlagen, erlauben Sie, daß ich auf Ihre Gesundheit trinke!“ sagte er.

„Wir auch, wir auch!“ stimmten Alle bei.

„Sie spielen die Stutzer . . . die vornehmen Herren . . . sie schwelgen!“ fing Tscheschnew wieder an, als Alle still geworden waren. „Giebt es denn überhaupt ein Leben, das mühevoller ist, das reicher ist an Arbeit und Entbehrungen aller Art, als das Leben dieser selben militärischen Jugend! Sie zählen irgendwelche längst vergangene verblichene Flecken auf ihren Uniformen zusammen — und wollen diese Flecken auf die ganze Corporation übertragen! Sie aber zieht jetzt aus, um zu siegen oder mit Ruhm unterzugehen!“

„Das ist das Volk, das Volk! alles das Volk!“ wiederholte Krefow.

„Ja, aber Minin ist doch auch nicht allein ausgezogen, sondern hat den Posharsky mitgenommen! Mein Gott! Wer sich überhaupt bildet, sich europäisch kleidet, wen sein Verdienst vorwärts bringt, der hört damit Ihrer Meinung nach auf, zum Volk zu gehören! Ich glaube aber, daß eher der, welcher sich loszumachen sucht von der Religion seines Volkes, von der Einigkeit des Volkes im Denken und Fühlen in Betreff seiner staatlichen und gesellschaftlichen Formen, — daß der sich unvergleichlich weiter von ihm entfernt, als diejenigen, welche fremde Sprachen sprechen lernen, und ihrem Geschmack, ihren Gewohnheiten folgen.“

„Bravo! bravo! admirable!“ riefen alle aus.

„So, jetzt geh ich, so schnell die Beine mich nur tragen! Sonst — gib Acht! — schießt man nach der Polizei!“ brummte Krefow, jedoch so, daß man ihn hörte und unwillkürlich lachte.

„Seien Sie nicht bange: Sie befinden sich hier in vollkommener Sicherheit,“ sagte Uranow fast empfindlich.

„Wir verrathen Sie nicht, Sie sind ein Held,“ fügte Suchow lustig hinzu.

„Wart' einen Augenblick,“ hielt der Student ihn zurück! „Sieh, Tscheschnew will etwas sagen.“

„Sie sprechen von den Reichen, den Stutzern,“ sagte Tscheschnew. „Ja, aber die hätten ja auch außerhalb des militärischen Berufs ebenso, sogar noch großartiger und luxuriöser gelebt — werden dagegen im Kreise ihrer Kameraden immer noch durch die Verhältnisse ihres Berufs in Schranken gehalten; aber das sind ja Ausnahmen; giebt es ihrer denn viele? Und die Nichtreichen, die in den Kasernen von ihrer Gage leben und in der Armee — die in den Flecken und Dörfern zerstreuten? Fragen Sie mal, wie die schwelgen?“

„Mit denen hat der Autor sich nicht befaßt,“ bemerkte Krefow mit boshaftem Lächeln.

„Mag sein: der Autor hat uns die Quintessenz des militärischen Berufs präsentiert: die höchsten, fein ausgearbeiteten Zügen der Ehre und militärischen Würde — mit einem Wort, er hat die oberen Schichten genommen . . .“

„Ja, ist denn die Ehre ein Militärprivilegium, ein Regimentsprivilegium, wohl etwa wie die Regimentsmusik . . . und nicht vielmehr eine Eigenthümlichkeit aller ordentlichen Leute mit und ohne Uniformen? Er hat sie aber ihnen wie etwas Exklusives zugeeignet!“

„Er sagt das nirgendwo; er berührt nur mehrere Formen der Ehre; es giebt Grade und Nuancen, besondere Gebräuche, Verhältnisse, die in jeder Sache für die Einen existiren, für die Anderen nicht existiren . . .“

„In Sachen der Ehre ist Alles gleich! Alles gleich!“ behauptete Krefow.

„Nicht doch,“ bemerkte der General: „zum Beispiel ein Departement verlassen oder einen militärischen Posten verlassen, ist etwas Verschiedenes!“

Hierauf erfolgte eine Pause.

„Ja, ein beachtenswerther Roman,“ überlegte der Journalist: „wenn er vierzig Jahr früher erschienen wäre, hätte er in der Gesellschaft starke Sensation gemacht!“

„Aber jetzt?“

„Jetzt, seit Gogol, ist alles so von negativen Tendenzen durchsetzt, daß ein positiver Typus in den Gestalten der Literatur beinahe unmöglich geworden ist; überdies kam noch der Realismus hinzu, führte neue Darstellungsmethoden in die Kunst ein und errang über den Classicismus einen Sieg, der nicht wieder rückgängig zu machen ist.“

„Sie glauben, daß der Classicismus aus der Kunst verschwinden wird? ist das möglich?“ sagte Tscheschnew.

„In der Gestalt, in der er früher herrschte, freilich, ja . . .“

„Das hängt von dem Grade des Talentes ab,“ fiel der Professor ein. „Der Genius kann diesen oder jenen Styl der Kunst restauriren! Denn den Classikern entsagen, hieße ja allem Erbe der Vorfahren entsagen, jedem

hereditären (bei diesem Worte runzelte der General die Stirn) Zusammenhang mit der Vergangenheit . . .“

„Wieder hat der Canarienvogel zu singen angefangen!“ brummte Krefow zu seinen Nachbarn gewandt, die sich nicht enthalten konnten zu lächeln.

„Wenn wir an den lebenden Organismen bei auf einander folgenden Generationen,“ fuhr der Professor fort, „eine auffallende Erblichkeit der unterscheidenden Merkmale, der moralischen und physischen Eigenthümlichkeiten beobachten, welche von Geschlecht auf Geschlecht übergeht — wie können wir dann eine Uebertragung des geistigen, seelischen und ästhetischen Erbes verneinen? . . . Das heißt die Civilisation verneinen und von vorne anfangen; wozu?“

„Das ist vollkommen richtig,“ bemerkte der Redacteur, „aber Sie nehmen es in umfassendem Sinne . . .“

„Erlauben Sie! Erlauben Sie!“ unterbrach ihn Krefow. „Antworten Sie mir auf eine Frage, aber unbedingt die Wahrheit!“

Wieder allgemeines Lachen.

„Oh, l'enfant terrible!“ hieß es am Ende des Tisches.

„Vor wie langer Zeit haben Sie Ihre Classiker gelesen und lesen Sie sie oft?“ fragte er.

Alle verstummten plötzlich.

„Ich habe Homer, Horaz, Vergil und alle Classiker, die alten und die neuen immer zur Hand!“ sagte nach einigem Schweigen der Professor.

„Sie frage ich nicht: das ist Ihr Dienst! Sie haben die Classiker nöthig, wie der Beamte den „Codex der Gesetze“; aber Sie? Sie?“ er wandte sich an Tscheschnew, den Redacteur und die Uebrigen.

„Ich sehe bisweilen nach . . .“ antwortete der Redacteur.

„Zu Collationen für Ihr Journal, für den kritischen und belletristischen Theil?“

„Ich erinnere mich vieler Sachen, als ob ich Sie gestern gelesen hätte,“ sagte Tscheschnew, „und vieles weiß ich auswendig . . .“

„Was Sie in der Schule gelernt haben; aber jetzt?“

„Auch jetzt nehme ich sie zur Hand, wenngleich selten; was folgt denn daraus?“

„Aber alle diese Herren da, haben sie wohl entweder überhaupt nicht oder seit der Schulbank nicht mehr gelesen,“ fügte Krefow hinzu, ungenirt auf die übrigen Gäste zeigend: „oder sie haben sie total vergessen!“

„Hab Apulejus wohl gelesen.“

Doch dankte ich für Cicero.“

sagte lächelnd Uranow.

¹ Citat aus Puschkin.

„Nun, da sehen Sie es: und Ihr „großer“ Dichter hat mit dieser Ironie nur die Wahrheit gedeckt; Niemand liest sie, aber man lehrt sie in der Schule, man weiß selbst nicht weshalb; wie man auch lehrt, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen worden, daß eine Wölfin Romulus und Remus genährt hat u. s. f.; man glaubt es nicht, man lernt es, darauf vergißt man es!“

„Mag die Wölfin auch Romulus und Remus nicht gesäugt haben, dennoch kann man nicht umhin, diese Fabel zu lernen,“ bemerkte Tischschnew, „ohne dieses kommen Sie im Leben auch nicht einen Schritt weit! man kann es meinetwegen vergessen, aber erfahren haben muß man es; diese Traditionen sind mit der Geschichte verschmolzen; lernt man nicht so manche Dinge, die man später im Leben nicht braucht; aber alles Erlernte geht in Fleisch und Blut Ihrer sittlichen, intellectuellen und aesthetischen Bildung über! Ohne diese Grundlage von alten Classikern und ihre Muster in allem, behaupte ich dreist, daß ein Mann nicht gebildet genannt werden kann. . .“

„Ja, weshalb denn aber Lügen lehren? Weshalb nicht diesen Unfug abschaffen, damit nicht die Köpfe der Menschen damit vollgestopft werden?“ klagte Krefow erzürnt.

„Sie haben Recht,“ sagte der Redacteur dem Professor: „der Classicismus wird der Wissenschaft und Kunst und wohl auch dem ganzen Leben innewohnen, als Fundament . . . oder, wenn Sie wollen, als Wurzel; er wird in der Tiefe der Erde verborgen sein. Die Menschheit schreitet jedoch fort und bringt immer weiter hervor, schafft; neue Geschlechter, Gestalten wachsen heran und bilden mit der Zeit einen neuen Bau, der seinerseits wieder zum Classicismus wird; von dem alten, ursprünglichen Classicismus sind wir aber — was Sie auch darüber meinen — längst abgekommen! Und immer weiter werden neue, frische Schichten darüberwachsen . . . die Entwicklung kann nicht stehen bleiben!“

„Erlauben Sie mir übrigens zu bemerken,“ sagte der Professor, „daß die Erzeugnisse der Kunst als Muster auch an und für sich nicht veraltet sind, und nicht nur die Schule und die Jugend genießen sie; wir sind freilich verwöhnt durch neue und frische Schößlinge — so ist es; und unser Geschmack ist zum Theil abgestumpft und wenig empfänglich für das einfache und erhabene ästhetische Mahl. Aber, wie ich sagen wollte, bisweilen erfolgt, von genialen Talenten erzeugt, eine Restauration des Alterthums, und wie gewaltig erheben sich dann die großen Todten! Hat uns zum Beispiel nicht Rachel die alten Heldinnen der Bibel und der Heroenzeit auf-erstehen lassen! wir haben sie gesehen, als ob sie lebten!“

„Das Racinesche Alterthum ist auferweckt worden! schönes Alterthum!“ bemerkte Krefow. „Sind Racine und Corneille die Classifier, welche Sie

meinen; lassen Sie es gut sein! Wer nach classischen Mustern geschrieben hat, ist immer noch mit seinen Epopöen, Oden und Dithyramben durchgefallen; von denen ist nichts mehr übrig, alles todt!“

„Das kommt daher, weil es nicht leicht ist, sie zu wiederholen; auch nur ihnen nahe zu kommen!“ sagte der Professor.

„Weil es nicht nöthig ist!“ schaltete Krefow ein. „Man lehre und schildere neues Leben!“

„Ja,“ fügte Tscheschnew hinzu, „da hat die Statue der Venus von Milo zweitausend Jahre in der Erde gelegen, aber auch jetzt noch ist Niemand von den Neueren in seinen Hervorbringungen ihr auch nur nahe gekommen! Oder zum Beispiel unsere Vase von Kertsch! . . . ja, alles, alles, was man auffindet: eine Hand, ein Torso, die Scherbe einer Vase — alles erweist sich als unnamahmlich!“

„Jetzt hat man angefangen, alles das mit Maschinen auf Fabriken zu machen,“ sagte der Hausherr: «magnifique — et pas cher!»

„Ja, darauf scheint es wohl herauszukommen!“ sagte Tscheschnew feufzend.

„Sie sind bei den plastischen Künsten zusammengetroffen, aber wir sprachen, denke ich, von der Kunst des Wortes!“ sagte Krefow.

„Auch den Homer hat Niemand noch ein Mal gegeben!“ bemerkte der Professor, „Sie selbst sagten es.“

„Einverstanden!“ bemerkte halblaut Krefow. „Und ich hatte es doch auf Streit abgesehen! Wer würde einen neuen Homer lesen! Der neue Homer für uns ist Gogol!“

Die alten Herren lachten.

Wiederum erfolgte eine Pause.

„Sagen Sie, wie finden Sie die Frauen in dem Roman?“ fragte Tscheschnew den Redacteur.

„Graziöse, zarte Producte, durchsichtig wie Erscheinungen . . .“ lobte der Professor.

„Ja wohl, Erscheinungen!“ wiederholte der Journalist im Tone leichter Ironie: „in so lustig zarten Umrissen treten sie auf, als ob kein Fleisch und Blut in ihnen wäre! es sind eher Schatten als lebendige Gestalten. Anders konnte es übrigens auch nicht sein: der Autor beschreibt, wie ich bemerkte, die conventionellen Seiten, die Vorderfaçade des Lebens, führt uns weder in die Tiefen der Psyche ein, noch in die Vertraulichkeiten des wirklichen Lebens, daher sind auch die Lineamente seiner Gestalten blaß; überdies handeln die Frauen bei ihm, wie Schauspielerinnen auf der Bühne, nicht, als ob sie frei für sich selbst da wären, sondern an jedem ihrer Worte und Bewegungen merkt man es, daß Tausende von Augen auf sie gerichtet sind.“

Da ist zu wenig von dem vorhanden, was man „Abandon“ nennt, und überhaupt Natur . . .“

„Die Rede ist auf die „Turteltäubchen“ gekommen!“ sagte Krefow geringschätzig: „auch nur davon zu sprechen, ist ja widerlich! Es giebt keinen Roman, wo nicht der Verfasser sich selbst in der Schwärmerei für einen Unterrock übernommen hätte und damit nicht auch den Leser vergiftete! Besteht denn wirklich in der Gesellschaft mündiger Menschen daraus allein das ganze Leben und alles Handeln, und hat keinen anderen Gehalt!“

„Doch wohl; wie sollte kein anderer da sein! Da ist die Sitzung in der Behörde, wenn man will, Geschäfte . . . einen Club giebt es, Karten; aber man entferne die Frauen ganz und gar — dann ist auch alles Uebrige nicht mehr nöthig! Sie sind das Wichtigste, sie stehen in erster Reihe; um sie dreht sich Alles!“ verkündete mit einem Mal der Hausherr. „Ich schreibe weder Romane noch Dramen, noch Komödien, ich weiß jedoch, daß auch dort, auch im Leben selbst man ohne sie — sich nur gleich ins Grab legen könnte; ist es nicht so?“

„So ist es! so ist es!“ riefen Alle. „Auf die Gesundheit der Damen! Auf Ihre Gesundheit!“

Alle wandten sich an Lilina.

„Bravo!“ piepste sie mit leuchtenden Kinderaugen. „Im Namen aller Damen nehme ich diesen Toast an und danke dafür!“ sie nippte coquett aus dem Glase.

„Ja, die Frauen sind Alles!“ fügte der Professor hinzu. „Sie sind bald das offenkundige, bald das geheime Motiv jeder menschlichen Handlung; ihre Gegenwart, so zu sagen das Wehen der weiblichen Atmosphäre, giebt dem Leben Blüthe und Frucht; wir, die Männer, sind nur die Werkzeuge, die arbeitende Kraft, auf uns lastet alle grobe Arbeit . . . mit einem Wort, wir sind die Materie, die Frauen — der Geist . . .“

„Hören Sie auf, es ist ja ekelhaft anzuhören!“ sagte unter allgemeinem Gelächter Krefow. „Jetzt haben wir doch, denke ich, ein Sæculum der Cultur und eine civilisirte Gesellschaft . . .“

„Sæculum der Cultur“, berief ihn der General, „wird man Sie — mit Erlaubniß zu fragen — in der Gardie, unter Ihrem Volke verstehen, wenn Sie so sprechen?“

Krefow runzelte die Brauen und machte eine abwehrende Handbewegung nach dem General hin, wie vor einem großen Hunde.

„Bei der Darstellung der Liebeszenen,“ bemerkte der Redacteur wieder ironisch, „hat der Autor sich mehr an die Theorie von dem „überirdischen Gefühl“ gehalten, wie man es ehemals in der Poesie nannte; bei ihm hat die Liebe mehr Aehnlichkeit mit der religiösen Ekstase katholischer Nonnen, als mit einem lebendig leidenschaftlichen menschlichen Gefühl . . .“

„Wie zum Beispiel bei Zola?“ fragte Tscheschnew, „ja, man muß auch noch diese Blume dem Kranz des Autors einverleiben; er hat seine Blätter mit keinem einzigen Flecken der groben Sinnlichkeit verunziert! Licht und Feuer des Gefühls dringt durch und wärmt überall, aber die heißen Kohlen fehlen! Das ist eines seiner Verdienste!“

„Er ist ein Bißchen geizig mit Küßen,“ sagte Suchow, „es paßirt auch nicht, daß . . . eben also . . . (er sah auf Lilina, als ob ihre Gegenwart ihn genire) „so, in Betreff . . . wie zum Beispiel, dort der Graf mit der Fürstin . . . im Park, nicht wahr, auf ihrem Gut . . . nun, eine kleine heiße Scene . . . etwas Menschliches . . . wie das ja vorkommt! . . .“

Alle lachten ein wenig.

„Ah! also das wünschtest Du; sieh zu, Anna Andrejewna wird es erfahren!“ sagte ihm der Hausherr.

„Ja, Sie haben Recht; wenn man darüber schon schreibt, dann beschreibe man Realitäten,“ bemerkte auch Krefow, „die Turteltäubchen als Turteltäubchen! Die Wahrheit soll man darstellen! Nicht erröthen! Man erzähle, wie diese gnädigen Herren und gnädigen Frauen ihre Amouren abmachen oder machen es die Grafen und Fürstinnen anders bei der Liebe als die Bauern? Man decke uns die Geheimnisse ihrer Boudoire und Alcoven auf, wenn man ihr ganzes Leben aufdeckt! da treiben sie aber ihre Liebshäften mit verstelltem, unschuldigem Gesicht, als ob sie zu Papachens Namenstag ein Stück aufführten!“

„Und wer hat diese Geheimnisse gesehen?“ fragte Tscheschnew.

„Wie so: wer? ich denke Alle!“ sagte Krefow lachend.

„Wen denn? Sie haben Sie in sinnlichen Liebesergüssen gesehen?“ fuhr Tscheschnew fort. „Und der Künstler soll das Herz haben sich und das geliebte Weib bei der Schilderung zum Modell zu nehmen! Sagen Sie mal, welches Gefühl empfindet ein anständiger Mensch, wenn der Zufall ihn zum unbetheiligten Zeugen der bescheidensten Liebhosung zwischen Liebenden macht, so gar zwischen Mann und Frau? Er weiß sich nicht zu lassen vor peinlicher Besonnenheit; und Sie verlangen, daß der Künstler das in die Kunst hereinbringen solle, worüber die Natur selbst einen Schleier geworfen hat, — schämen Sie sich!“

Krefow lächelte.

„In was für einem hochästhetischen Style Sie das alles vortragen!“ bemerkte er.

„Ich hätte Ihnen sehr gern dasselbe Compliment gemacht, aber, leider, kann ich es nicht . . .“

Allgemeines Gelächter ließ ihn nicht den Satz beendigen.

„Sehr lustig, wahrhaftig!“ sagte Suchow wieder.

Auch den Hausherrn amüßte es.

„Ja, das verdankt man Mitri!“ sagte er.

„Aber dem Autor will ich heimleuchten, so wie er sich nur in der Presse blicken läßt!“ drohte Krefow.

„Ja, wenn Sie das im Druck wiedergeben, was Sie hier gesagt haben, so wird das Product unseres Autors einer solch-n Kritik allerdings nicht Stand halten; das ist ganz ebenso, wie wenn hierher ein Gast hereinkäme und wir, statt die Stühle auseinanderzurücken, ihm in unserer Mitte einen Platz frei zu machen, und ihn höflich und herzlich zu empfangen, uns plötzlich in ganzer Masse gegen ihn erheben wollten, mit Geschrei, mit Würfen, er sei nicht richtig gekleidet, nicht hübsch genug, nicht klug genug! Das ist das Verfahren der neueren Kritik! Ein neuer Schriftsteller ist ein neuer Gast in der Literatur! Was sind denn das für Sitten! Was für eine Kritik!

„Das nennt man jetzt die critique militante . . . die kriegsführende!“ bemerkte der Professor ironisch.

„Ja, das ist wahr! Die Kritik ist ein Krieg!“ sagte Tscheschnew, „aber die Einen kämpfen mit Schwert und Lanze wie Ritter . . .“

„Wohl mehr mit Pulver und Blei!“ verbesserte der General.

„Und Andere . . .“

„Mit der Faust! . . . ja, das kommt vor; und wenn es auch nicht so schmerzt wie mit Blei, so werden immerhin die Schnauzen bis aufs Blut zerdröschten!“ ergänzte Krefow und lachte selbst, als die Anderen lachten. „Uebrigens kommt es selten so weit, man schimpft sich meistens!“ schloß er.

„Was für ein Prachtker!“ sagte Suchow.

„Und Sie, Matwei Iwanowitsch,“ begann mit einem Male der Hausherr, sich an Skudelnikow wendend, „was schweigen Sie? nicht ein Wort haben Sie gesprochen!“

„Ich wollte längst etwas sagen, aber ich kam nicht zu Wort . . .“

„Nun, sprechen Sie jetzt, was ist es?“

„Sehen Sie, die Melonen und Ananas haben Sie vergessen, nun sind sie unzer schnitten nachgeblieben.“ Alle lachten.

„Wahrhaftig! gleich, gleich!“ sagte der Hausherr und begann sich zu schaffen zu machen. „Was reden Sie denn aber von den Melonen, von dem Roman haben Sie ja nichts gesagt.“

„Ich habe die ganze Zeit zugehört . . .“

„Nun, und sagen Sie etwas.“

„Alles werde ich sagen.“

„Sprechen Sie, wir hören.“

„Ich werde es nicht Ihnen, sondern dem Schriftsteller selbst sagen.“

„Was werden Sie ihm sagen?“

„Alles, was hier vorgefallen und über seinen Roman gesagt worden ist . . .“

„Unmöglich, was hat man da nicht alles gesprochen; er wird es übel nehmen.“

„Sie sind seine Freunde und kennen ihn nicht einmal! Alles werde ich sagen, was man gethan und geredet hat . . .“

„Alles?“

„Alles, auch die Ananas und Melonen werde ich nicht vergessen!“

„Schnell! schnell! wollen wir mit Ihnen ein Ende machen . . .“

„Nicht möglich! Sehen Sie, draußen ist heller Tag!“

Alle sahen sich nach den Fenstern um; selbst durch die dichten Vorhänge hindurch überstrahlte der Maimorgen den Glanz der Lichter.

Krekow stand rasch von seinem Platz auf und ging mit schnellen Schritten auf den Hausherrn zu, begleitet vom Studenten.

„Adieu, ich muß gehen!“ sagte er, „ich danke Ihnen! ein schöner Abend! es war mir sehr amüsant . . . vortreffliches Essen, und der Wein dergleichen!“

Alle sahen ihn lächelnd an; der Hausherr, Suchow und der General umgaben ihn; die Uebrigen blieben sitzen.

„Wünschen Sie nicht ein Gläschen zum Abschied?“ sagte der Hausherr

„Meinetwegen auch ein großes Glas, mit Vergnügen!“

Man reichte ihm Wein.

„Auf Ihre Gesundheit! Ich danke! Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen! Sehr!“

Alle fingen laut zu Lachen an.

„Und wie sehr erst wir mit Ihnen!“ sagte Suchow; Uranow drückte ihm beide Hände.

„Wir müssen Ihnen danken! Sie haben uns so viel Vergnügen verschafft . . .“ sagte er.

„In der That? Nun, das freut mich! Leben Sie wohl, auch Sie alle,“ sagte er den übrigen Gästen, „ich bin nicht böse auf Sie, meine Herren!“

Schallendes Gelächter war die Antwort darauf.

„Il ne manquait que ça! est-il drôle!“ war zwischen dem Lachen vom anderen Ende des Tisches zu hören.

„Wahrhaftig! ich bin nicht böse! auf Niemanden! nicht einmal auf Sie!“ wandte er sich an Krasnoperow. „Und auf Eure Excellenz auch nicht!“ wandte er sich an den General. „Geben Sie mir die Hand!“

„Sie sind sehr gütig!“ sagte der General und schlug gutgelaunt in seine Hand ein.

Krasnoperow warf trotzig die Lippen auf; das Lachen dröhnte nur allein.

„Was lachen Sie denn?“ warf Krefow ihnen vor. „Sagen Sie den Herren, daß das nicht anständig ist! wandte er sich an Tischeschnew. „Sie haben mir heute eine Lektion im Anstand gegeben, und was machen die da! lachen Sie, wenn ich weg bin!“

Aber bei Allen leuchtete das Gesicht ordentlich vor lauter Lachen.

«Dieu, Dieu, Dieu, Dieu!» wiederholte ein Gast am Ende des Tisches.

„Ich werde Ihnen selbst eine Visite machen, um Ihnen für Ihren Besuch zu danken!“ sagte der Hausherr.

„Schön, schön! Freut mich sehr! Ausgezeichneter Gedanke! Werde Sie erwarten!“ antwortete Krefow. „Wozu zur Visite und gar danken? Kommen Sie einfach so! pressen Sie mich nicht!“

Uranow schwieg und sah ihn unsicher an.

„Erlauben Sie auch mir, mich näher mit Ihnen bekannt zu machen und Sie auch einmal um die Ehre Ihres Besuches zu bitten!“ sagte Suchow. „Ich werde zusammen mit Grigori Petrowitsch zu Ihnen kommen. . .“

„Ich werde warten; was ist dabei, es freut mich! . . . Auch Sie Alle bitte ich, seien sie so freundlich, zu mir zu kommen, wenn es gefällig ist. . .

Alle lachten.

„Ich bin jetzt in Pawlowsk!“ fügte er hinzu.

„Auf der Villa? wo werden wir Sie denn dort finden?“ fragte Suchow lächelnd.

„Der da weiß es!“ antwortete Krefow, auf den jungen Uranow weisend. „Kommen Sie mit ihm! etwa am Donnerstag; dort ist Musik an dem Tage. . . wahrhaftig!“

„Ja, wo werden wir Sie denn dort bei der Musik treffen?“ fragte Uranow und alle lächelten.

„Nun eben etwa bei der Musik, und dann zu mir. . .“

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl, nichts für ungut,“ wiederholte er, um den Tisch gehend; Tischeschnew reichte er schweigend die Hand und drückte sie kräftig; der antwortete ihm ebenso und blickte ihm mit einem gewissen Mitleiden nach. „Jetzt giebt es wohl nur wenige dieser Art,“ sagte er leise seinem Nachbar, „dieser ist einer der letzten Mohikaner!“

„Und dieser, glaube ich auch!“ antwortete Jener leise und wies mit den Augen auf Krasnoperow.

Krefow nahm immer weiter Abschied.

„Et vous, là-bas, sans rancune!“ sagte er plötzlich, als er zu dem Ende des Tisches kam, von wo die französischen Phrasen ertönt waren.

„Tiens! il parle correctement!“ wurde dort bemerkt.

Dann blieb er bei Lilina stehen.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau!“ sagte er, „auch auf Sie bin ich nicht böse, sehen Sie, wie gut ich bin!“ Das Gelächter erneuerte sich.

„Beweisen Sie auch Ihre Güte, geben Sie mir zum Abschied die Hand! Fürchten Sie sich nicht, ich werde Sie nicht beißen!“

Alle sahen mit Neugier und Lachen auf jene Beiden hin; Kislina legte schüchtern und unentschlossen ihre Hand in die Seinige, besonders als sie sah, daß seine Hand rein war und aus seinem Ärmel tadellos weiße Manschetten hervorragten.

„Sie sind nicht böse? nein?“ fragte er, ihre Hand haltend.

„Nein! Nicht im Geringsten!“ sagte sie ihre Umgebung betrachtend, „mir war es auch amüsant!“

„Nun, das ist herrlich! aber was Sie für eine prachtvolle Hand haben, schlank, regelmäßig gebaut, mustergiltig . . .“

Sie wollte ihre Hand wegziehen, besonders als Alle das Lachen nicht mehr zurückhaltend, diese Scene betrachteten, aber er hielt sie fest.

„Nur sehr aufgedunsen ist sie, weich, verzärtelt! Ich kenne jedoch eine Hand, welche der Ihrigen nicht nachsteht, besonders wenn man ihr solche Säckelchen anlegt!“ Er wies auf ihr Armband mit einem großen Smaragd, von Brillanten umgeben. „Aber jene Hand ist gröber, sie verweichlicht sich nicht, sondern arbeitet mit der Nadel, kocht auch gelegentlich etwas und macht sich mit den Kindern zu schaffen!“

„Wem gehört denn die so glückliche Hand, die Sie Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben?“ fragte Kislina, die schon die Schüchternheit verloren hatte, mit koketter Ironie. „Entschuldigen Sie die indiscrete Frage!“ fügte sie hinzu.

„Meiner Frau, der gehört sie! ein herrliches Weibchen!“ sagte Krefow. „Aber immerhin, auch Ihre Hand ist mustergiltig!“

Plötzlich gab er ihr auf die Hand einen Kuß, daß es klatschte, und lief schnell hinaus, verfolgt von einmüthigem Lachen und Zurufen aller Gäste; ihm folgte der Student und hinterher begleitete ihn der Hausherr; die Thür wurde geschlossen, und der Hausherr kehrte auf seinen Platz zurück.

„Was das für einer war! ah!“ hörte man von verschiedenen Seiten.

„Mais c'est une horreur! c'est une peste!“

„Aber ich bitte Sie, entzückend!“ sagte Suchow.

„L'ours mal léché! oh, quelle horreur!“

„Ich sehe aber, daß er ein guter Junge ist, da machen Sie, was Sie wollen!“ sagte der General.

„Und wie gescheidt, wie gebildet!“ fügte der Redacteur hinzu.

„Ein räudiges Schaf!“ sagte Krasnoperow: „die ganze Heerde verpestet es!“

„Ein verirrtes Schaf!“ verbesserte mitleidig der Professor.

„Und Sie, Dimitri Iwanowitsch, wie finden Sie ihn?“

„Er ist für mich . . . ein Räthsel!“ sagte der nachdenklich. „Sie kennen ihn gewiß?“ fragte er den Zeitungsredacteur.

„Nein, zum ersten Mal höre ich seinen Namen,“ sagte Jener. „Jetzt giebt es so viele, die in Zeitungen und Zeitschriften schreiben!“

In diesem Augenblick kam der junge Uranow zurück und betrachtete mit vergnügtem Blick die Gäste.

„Nun! hast Du unseren Gast begleitet?“ fragte ihn sein Onkel.

„Ja! wie hat er Ihnen gefallen?“

Alle wiederholten ihm ihre Meinung.

„Er ladet noch ein zu sich!“ sagte Krasnoperow. „Wer wird zu solch einem Monstrum gehen, in irgend eine Spelunke oder auf einen Dachboden!“

„Wir wollten zusammen mit dem Herrn dahinfahren!“ sagte der Hausherr auf Suchow zeigend, „wenn es in der Stadt wäre; aber er hat uns natürlich nicht im Ernst eingeladen, und noch dazu nach Pawlowsk! Du, Mitri, bring ihm einfach unsere Visitenkarten.“

„Im Gegentheil, er ladet Sie alle ganz ernsthaft ein,“ sagte der Student mit schlaudem Lächeln; „auch sogar Sie,“ wandte er sich an Lilina. „Da ist seine Einladung!“

Er überreichte seinem Onkel ein Blatt; alle spitzten die Ohren und hefteten gierige Blicke auf den Hausherrn.

„Was ist das?“ sagte er und begann laut zu lesen:

„Am Donnerstag, den 12. Mai, wird im Theater in Pawlowsk zum Besten der Herzegowiner eine Vorstellung gegeben werden unter Mitwirkung des Kaiserlichen Hoffchauspielers . . .“

Er hatte noch nicht einmal den Namen des Künstlers ganz ausgesprochen, da stand die ganze Gesellschaft der Gäste von ihren Plätzen auf, stieß im Chor ein „Ach“ aus und erstarrte dann im Schweigen.

„Der ist es! ist es möglich!“ flüsterte Jemand geradezu erschreckt.

„Diaple! diable! nous sommes joliment attrapés!“ sagte ein Anderer zu sich selbst.

Ein allgemeines Tableau, an dem sich nur ein Zuschauer, der junge Uranow, gehörig ergötzte.

Darauf entfesselte sich ein allgemeines stürmisches Gelächter. „Was war uns denn!“ — „Was that ich denn!“ entfuhr es mitten im Lachen bald dem Einen, bald dem Anderen. Tscheschnew schüttelte sich geradezu, wie ein Kind über sich selbst lachend; nur Krasnoperow verharrte in finsternem Schweigen.

„Wie war Dir das in den Kopf gekommen, Mitri!“ sagte Uranow, seinen Neffen umarmend.

„Sie bateten mich, Dunkel, zu helfen, damit es amüſant werde!“ ſagte Jener.

„Ich danke Dir! ich will nicht in Deiner Schuld bleiben!“ ſchloß Uranow.

Noch waren die Gäſte vor Lachen nicht zu ſich gekommen, da kam ein Diener herein und ſagte, der Portier ſei von unten gekommen, etwas Nothwendiges zu melden; der Portier guckte auch ſelbſt aus der Thür in den Saal hinein.

„Was iſt vorgefallen? was haſt Du?“ fragte Grigori Petrowiſch den Portier. „Komm herein!“

„Wegen des Herrn Gaſtes, der jetzt ſoeben hinausging. . .“

„Nun?“

Alle warteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Als der Herr wegging, reichte ich ihm den Paletot; er aber trat vor den Spiegel, ſchielte auf mich und wandte ſich dann ſo, auf dieſe Art mit dem Rücken ab. . . ich aber ſah im Spiegel alles. . .“

„Was ſahſt Du denn?“

„Der Herr greift nach dem Bart — und fort damit in die Taſche, greift nach dem Schnurrbart — fort damit in die Taſche! ich ſah hin, er iſt ein ganz anderer Menſch geworden! ohne ſich umzuſehen ſtürzt er hinaus, auf den Fiaker — und ſo hurtig jagte er davon. . .“

„Nun und was denn?“

„Ich lief gleich hinauf es zu melden. . . ein unbekannter Herr, zum erſten Mal hier. . . iſt alles da. . . Silberzeug. . . man könnte nachſehen. . .“

Allgemeines homeriſches Gelächter war die Antwort.

Unter ſchallender Heiterkeit verabschiedeten ſich die Gäſte von Uranow, ſtiegen die Treppe hinunter, kleideten ſich an und fuhren weg.

Am dem folgenden Donnerſtage nach dieſem Abend brachte der Abendzug um 7 Uhr alle Gäſte, die auf der literariſchen Soirée bei Uranow geweſen waren, außer Krasnoperow und dem Grafen Peſtow, und noch viele andere Perſonen derſelben Geſellſchaft nach Pawlowſk; zwei Tage vor der Aufführung war ſchon kein Platz mehr zu haben; die Billete waren zu fabelhaften Preiſen ausverkauft worden.

Der Künſtler wurde, als er auf der Bühne erſchien, wie immer, begeiſtert empfangen. Indem er ſich verbeugte, wandte er ſich noch beſonders auf die Seite, wo Uranow, Suchow, der General, der Autor des Romans ſelbſt und die Damen ſaßen, unter Anderen die Gräfin Sinewſkaja mit ihrer Tochter, die alte und junge Fürſtin Tezkaja, Lilina und viele Andere. Die

Aufführung ging glänzend von Statten, kein Ende hatte das Herausrufen, die Bouquets und auch die Geschenke; dort gab es Kränze, Necessaires und Etuis mit verschiedenen Sachen. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte auf sich der durch den Theaterdiener aus einer Loge gereichte große alterthümliche silberne Pokal, von schöner Arbeit, welchen Uranow beim Abendessen seinen Gästen gezeigt hatte.

Der Künstler empfing den Pokal, erkannte ihn, blickte in die Loge von wo er gereicht wurde und war nicht einmal im Stande sich zu verbiegen, er konnte nur die Hand an das Herz legen.

Auf dem Becher waren die Namen aller Derjenigen eingravirt, die beim Abendessen zugegen gewesen waren.

„Dem wahren Urheber des Abends am 7. Mai — die dankbaren Theilnehmer“ hieß es auf dem Zettel, der in den Becher gelegt war.

Dort kam auch ein Etui mit einem Armband zum Vorschein, das mit einem großen Smaragd und Brillanten herum besetzt war.

„Von einer Frauenhand auf eine andere, würdigere, auf die Hand der Gattin des berühmten Künstlers — von einer Frau“, war mit feiner Damenhandschrift auf einem Papier geschrieben.

Endlich holte der Künstler vom Boden des Bechers ein Päckchen regenbogenfarbiger Banknoten hervor; er zählte — es waren fünfhundert Rubel; er brachte sie zur Kasse, ließ sich eine Quittung geben, daß von den und den Personen zum Besten der Slaven diese Spende dargebracht worden und schickte sie am Tage darauf mit seiner Visitenkarte Uranow zu.

September 1877.



Corrigenda:

- С. 553 З. 13 в. и. Handwerksmässig statt Handwerksmäßig.
С. 556 З. 18 и. 19 в. о. sind imzustellen.
С. 558 З. 5 в. и. bey unsrer statt unsrer.
С. 627 З. 5 в. о. überließ, statt überließ;
С. 628 З. 1 в. о. weiser statt reifer.
С. 629 З. 8 в. о. wäre statt rein.
С. 630 З. 18 в. и. ihn, statt ihn.
С. 631 З. 5 в. о. Gesehenen statt Gesehenen.
С. 631 З. 8 в. и. berührten statt berühnten.
С. 633 З. 16 в. и. papendorffchen statt popendorffchen.
С. 635 З. 1 в. о. derselbe statt dasselbe.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Liebhöl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 13-го Января 1894 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tidebühl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.
XL. Band.

Reval, 1893.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Дозволено цензурю. — Ревель, 13-го Января 1894 г.

I n h a l t.

A. Abhandlungen und Aufsätze.

	Seite
Loqueville, Taine und Sorel in ihrer Stellung zum ancien régime. Von Hugo Leibert	1 65
Pirogows Erinnerungen an Dorpat. (Russische Dichter und Schriftsteller in Livland.) Von Dr. F. Waldmann	20 93 204
Rede, gehalten am Sarge des weil. livl. Landraths M. v. Richter	55
Urwald von Klopmanns Aufzeichnungen über sein Leben. Von G. Diederichs	108
Buddhismus und Christenthum. Von Dr. L. v. Schröder	137 189
Robert Büniguer †. Leichenpredigt von Dr. J. Lütkens	154
Briefe aus dem Nachlasse Victor Hehns	160 321 596
Klimatologische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung Livlands. Von M. v. Sievers	221
Der Yellowstone-Park. Von Dr. F. Baron Wöhrmann	235
Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien. Von Dr. A. Bergengrün*) .	245

*) In dem Aufsatz des Herrn Dr. A. Bergengrün „Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien“ findet sich eine Unrichtigkeit, die in Folgendem zurechtgestellt werden soll.

Nach Erwähnung des Umstandes, daß für das Birkenruhische Gymnasium auch seitens der Krone eine jährliche Subvention von 10,000 Rbl. gezahlt wurde, fährt der Verfasser fort: „Die Zahlungen von 1875—1882 wurden als Beitrag zu den Unkosten des Baues betrachtet; diese 40,000 Rbl. mußten später zurückgezahlt werden, da die Regierung die Schließung der Anstalt nur unter dieser Bedingung gestattete.“ (S. 251.) Das ist unrichtig. Diese 40,000 Rbl. sind thatsächlich weder der Krone zurückgezahlt noch auch bei der endgiltigen Entscheidung über das Schicksal der livländischen Landesgymnasien von der Regierung beansprucht worden. Eine derartige Bedingung war allerdings von dem Minister der Volksaufklärung in seinem Rescript d. d. 15. Juni 1888 gestellt worden (S. den Birkenruhischen Schlußbericht „In memoriam“, S. 9.) Für die Schließung der Anstalten war jedoch nicht dieses ministerielle Rescript, sondern das am 23. Mai 1889 Allerhöchst bestätigte Reichsraths-Gutachten maßgebend, wie denn auch der Minister selbst zum Schluß des erwähnten Rescripts ausführt, die Schließung der Gymnasien könne, da sie „auf Grund Allerhöchst bestätigter Reichsrathsgutachten bestehen“, auch „nicht anders als auf legislativem Wege vor sich gehen“.

Jugendbriefe K. v. Baers an W. v. Ditmar. Von Dr. L. v. Schröder . . .	263	309
Wer arbeitet in Riga? Von C. Walter	285	309
Kurlands Agrarverhältnisse. Von Hans Hollmann	338	458
Aus dem Leben und Wirken des deutschen Ritterordens. Von Dr. F. Girgensohn	381	
Die Altorthümer der estländischen Landkirchen. Von A. R.	394	
Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik nebst bisher ungedruckten Briefen von Lenz. Von Dr. F. Waldmann	419 483	526
Der Galleriekatalog, Studien zu den Werken der vlämischen und holländischen Meister in der Gemäldesammlung zu Riga. Von Dr. W. Neumann .	443	
Zum säkulären Geburtsjahr K. E. Napierkys. Von Fr. v. Keußler	498	
Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling. Von H. D.	507	579
Johann Heinrich Kant. Von B. Diederichs	535	
Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnistheorie, Psychologie und Logik. Von M. v. Stern	613	
Zur Frauenfrage im Allgemeinen und bei uns. Von W.	651	
Ein literarischer Abend von J. A. Gontscharow. Uebersetzt von G. v. G. . . .	683	

B. Besprochene Bücher.

W. Maurenbrecher, Gründung des deutschen Reichs. Von J. Diederichs .	44	
Christoph Mickwitz, Gedichte. Von Gregor von Glasenapp	172	
L. v. Schröder, Mangoblüthen. Von Gregor von Glasenapp	177	
Arthur Bölschau, Die livl. Geschichtsliteratur 1891. Von Bgn.	185	
F. v. Keußler, Leopold Rantes Leben und Wirken. Von Bgn.	187	
J. M. v. Heydenfeldt, Eine Frau. Von Gregor von Glasenapp	299	
Briefwechsel Furi Samarins mit Edith Baronesse Mahden. Von J. Diederichs	368	
A. Tobien, Die statistischen Jahrbücher der Stadt Riga. Von P. J. . . .	453	
K. W. Feyerabend, Harnacks Angriff auf die Geltung des Apostolikums in der evangelischen Kirche. Von E.	563	
Mittheilungen aus der livl. Geschichte. 15. Bd. 2. Heft. Von Bgn. . .	573	
Sitzungsbericht der Alterthumsforschenden Gesellschaft aus dem Jahre 1892. Von Bgn.	576	
Anton Buchholz, Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Reinh. Patkus. Von Bgn.	627	
Friedrich v. Keußler, Aus der baltischen Kunstgeschichte	664	

Das hier einzig in Frage kommende Reichsrathsgutachten vom 23. Mai 1889 nun enthält die Forderung auf Rückzahlung jener 40,000 Rbl. nicht, erwähnt vielmehr jene Summe überhaupt nicht. Wenn das Reichsrathsgutachten keinen namentlichen Verzicht auf jene Summe ausspricht, so liegt der Grund hierfür darin, daß das Gutachten auf die vorgegangenen Verhandlungen überhaupt nicht recurriert. Das findet in der staatsrechtlichen Natur eines solchen „Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachtens“ seine Erklärung, das ja in seiner Rechtsbeständigkeit als Gesetz nur durch einen nachfolgenden legislativen Act alterirt werden kann, von vorher gehenden oder nachfolgenden Meinungsäußerungen und Entscheidungen nicht gesetzgebender Organe dagegen völlig unberührt bleibt.

1) Neumann, Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland.	
2) C. v. Löwis of Menar, Die städtische Profanarchitektur der Gothik, Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva.	
L. v. Schröder, Dhammapadam, Wort der Wahrheit. Von Gregor von Glajenapp	673

C. Gedichte.

Die Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit. Von Vittoria Colonna. Uebersetzt von G. v. G.	58
Alexander am Grabe des Achilles. Von Kedi. Uebersetzt von G. v. G. . . .	59
Die beiden Schmetterlinge. Luigi Grillo. Uebersetzt von G. v. G.	59
Graf Robert. Aus dem Altfranzösischen übersetzt von G. v. G.	60
Der Bär, der Affe und das Schwein. Von Griarti. Uebersetzt von G. v. G.	61
Der Vater und die Mäuse. Aus dem Sanskrit übersetzt von G. v. G.	62
Mondschein. Ein Gedicht in Prosa von Guy de Maupassant. Uebers. von —t.	132
Der Tod des Sardanapal. Von M. v. Stern	182
Blumen am Wege. Von G. v. G.	219
Auf Java. Von G. v. G.	220
Hymnus. Von G. v. G.	282
Der Streit. Von Lermontow. Uebersetzt von G. v. G.	336
Ge'et um Trost und Hilfe in Zeiten schwerer Anfechtung. Von W. K. . . .	418
Theodor Storms Lyrik. Von Kenatus	482
Herbstruhe. Von L. E.	534
Erträumter Frühling. Von M. v. Stern	610
Am Herrenberg. Von M. v. Stern	611
Gliick in den Wolken. Von M. v. Stern	611
Frauenart. Von Kenatus	662





F i l i a l e

des Moskauer Handelshauses der Fabrikfirma

„Gebr. A. & J. AHLSCHWANG“.

Riga. Kalk- u. Gr. Königstrasse-Ecke, № 16, Riga.

Haus von Anspach.

Stets vorrätig ein wohl assortirtes Lager von Waaren eigener Fabrikation.

Herren-Wäsche.

Taghemden mit u. ohne Kragen u. Stulpen von 125 Kop. bis 6 Rbl.

Kragen u. Stulpen modernster Façons. Nachthemden aus Lein, Chiffon und Halblein v. 115 Kop. an bis 350 Kop.

Nachthemden mit russischer Stickerei von 150 Kop. an bis 5 Rbl.

Caleçons aus Lein, Heringbon und Halblein von 90 Kop. an bis 3 Rbl.

Jacken, wollene, baumwollene, fil d'écosse u. seidene von 1 Rbl. an bis 12 Rbl.

Tricot-Caleçons aller Sorten.

Reisejacken neuester Muster v. 175 K. an bis 350 Kop.

Herrensocken, wollene, baumwollene und seidene.

Cache-nez und seidene Schnupftücher
Wollene Wäsche von Prof. Dr. Jäger

Damen-Wäsche.

Taghemden aus Madopolam von 1 Rbl. bis 250 Kop., aus guter Leinwand von 235 Kop. an bis 15 Rbl., aus farbigem Batist von 250 K. bis 5 Rbl.

Nachthemden aus Madopolam v. 180 K. bis 350 Kop., aus bester Leinwand von 3 Rbl. bis 6 Rbl., aus farbigem Batist von 3 Rbl. bis 650 Kop.

Nachtjacken aus Madopolam von 90 K. bis 2 Rbl.

Jacketts aus Batist v. 325 K. bis 8 Rbl.
Pudermäntel aus Batist v. 9 R. bis 26 R.

Damencaleçons aus Madopolam und Batist von 110 Kop. bis 3 Rbl.

Damenröcke aus Madopolam u. Batist von 150 Kop. an bis 12 Rbl.

Schnupftücher, rein leinene, guter Qualität von 165 Kop. pr. Dutzend an.

Echtleinene Taschentücher zu 290 Kop. pr. Dutzend.

Glacé- und schwedische Handschuhe.

Damenhandschuhe

mit 3 Knöpfen	75 Kop.
» 4 »	85 »
» 5 »	100 »
» 6 »	110 »

Herrenhandschuhe

mit 2 Knöpfen	75 Kop.
» 2 Haken	100 »
do. mit Stickerei	125 »

NB. Aufträge werden zu jeder Zeit entgegengenommen und prompt und pünktlich ausgeführt.

Ballhandschuhe für Damen u. Herren verschiedenster Couleurs.

Alleinige Fabrikniederlage von Jaroslawscher Leinwand der bekannten Fabrik

E. S. KRYMOW.

==== Fabrikpreise. ====



Empfehlenswerthe Neuigkeiten



zu beziehen durch

die Buchhandlung L. Hoerschelmann, Riga.

	R. K.
Bilder aus der ägyptisch. Geschichte, in 5 Vorträg. nach Reiseerinnerungen, geb.	1 80
Bismarck's gesammelte Reden, 3 Bde. in 1 Bd. geb.	1 80
Burnett, F. H. Die kleine Miss	— 90
Christoterpe, Neue 1894. — 2 Rbl. 40 Kop., geb. m. Goldschn.	3 12
Edelweiss, Graphologische Plaudereien	— 96
Hassan, V. u. Baruck, E. M., Die Wahrheit über Emin Pascha, I. Theil	2 10
Haarhaus, J. R., Christnachtphantasien	1 20
Hedenstjerna, A. v., Allerlei Lente. 1 Rbl. 20 Kop., geb.	1 80
Novellen. 1—3 Bd. à 1 Rbl. 20 Kop., geb.	1 80
1. Der Quislinger Pastor. 2. Jonas Dürmann's Testament. 3. Frau Westbergs Kostgänger.	
Hehn, Victor, Culturpflanzen und Hausthiere. Historisch-linguistische Skizzen, 6. Aufl. neu herausg. v. Prof. O. Schrader 1. Lief. cpl. in 12 Lfgn. à 60 Kop.	
Heiberg, H., Wer trifft das Rechte? Roman. 2. Aufl.	3 60
Hoffmann, Hans, Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen 2. Aufl. — 3 Rbl., geb. 3 Rbl. 90 Kop.	
Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. 2. Aufl. 3 Rbl. geb.	3 90
Landsturm. Erzählung. 2. Aufl. 3 Rbl., geb.	3 90
Koser, R., König Friedrich der Grosse. 1. Bd.	4 80
Lyall, Edna, Donovan. Lebensgeschichte eines Engländers	3 —
Neumann, Th., Das moderne Aegypten	4 80
Raab, K. R., Hans von Raumer	— 96
Rogge, Dr. theol. B. Pfortnerleben	1 20
Tautphoeus, Baronin J. Quitt, Roman in 3 Bdn.	6 —



Gänzlicher



AUSVERKAUF.

Wegen Aufgabe des Geschäfts

werden verschied. Waaren zu besonders billigen Preisen verkauft:

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und Buckskins in allen Farben, zu Pelzbezügen, Rotonden, Regenmänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren- und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe in grosser Auswahl.

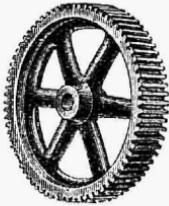
Seiden-Peluche, Wollen-Peluche u. Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden bis zum Schluss des Ausverkaufs nach den neuesten Modellen u. auf Bestellung prompt u. reell ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse № 9, im Hause der Sparkasse.



Maschinen
 Apparate
 Geräthe
 Technische Consum-Artikel
 Feuerspritzen
 Pumpen
 Metalle etc.

} jeder Art.

*Hugo Hermann Meyer,
 Riga.*

Bei Neuanschaffung wäre eine Preis-anfrage zu empfehlen.

Verlag von Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Victor Hehn Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Studien.* **Sechste Auflage.** Bearbeitet von Prof. **O. Schrader** in Jena und Prof. **A. Engler** in Berlin. Erscheint in 12 Lieferungen a 1 Mark. Vorrathig in jeder Buchhandlung.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstrasse No. 18,
 empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:

Taschenuhren

in Gold-, Silber-, Nickel- und oxydirten Stahl-Gehäusen, ferner: Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder, Reise- und Jahres-Uhren,

Uhrketten, Breloques
 neuester Faons, in Gold, Silber, Double, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze und Seide.

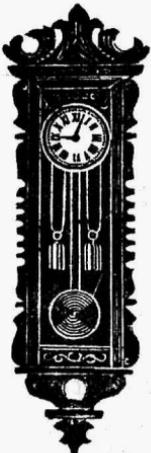
Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musikwerke

zum Drehen für Kinder, von Rbl. 1,50 an.

Riga.
NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.



Otto Spilcker & Co.,

RIGA. №. 7, Schaalstrasse №. 7. RIGA.

empfehlen

moderne reinwollene Kleiderstoffe

in glatt, gestreift, gemustert, gebümt u. s. w., in allen Farben, auch Ballfarben, in ganz besonders großer Auswahl, doppelt breit, zu 25, 30, 33, 35, 40, 50, 60 bis 90 Kop.

Schwarze Reinwollenstoffe,

in ganz vorzüglichen Qualitäten (besondere Neuheiten), zu 40, 50, 60, 70, 90 bis 110 Kop.

Schwarzen reinwollenen Cachemir (bestes Fabrikat),

doppelt breit, zu 27, 30, 40, 50, 60, 80 bis 120 Kop.

Flanelle und Damentuche

in reiner Wolle, zu Kleidern und Leibwäsche, in glatt, gestreift und gemustert, zu 45, 50, 60, 70, 80 bis 100 Kop.

Moderne Stoffe zu Pelzbezügen, Herbst- u. Winter-Paletots

zu 60, 80, 90, 100, 120, 150, 180 bis 275 Kop.

Cheviot,

(sehr dauerhafter Stoff) zu Damenkleidern u. Knaben-Anzügen, in schwarz, marineblau, braun, auch modefarben gestreift, carrirt, doppelt breit, zu 28, 30, 33, 40 bis 60 Kop.

Umlege- und Kopftücher

in Seide, Halbside, Wolle und Baumwolle, zu besonders billigen Preisen.

Schülertuche,

2 Arschin breit, zu 90, 100, 120, 140 bis 180 Kop.

Tuche, Buckskins, Tricot

zu Herren- und Knabenanzügen, in vorzüglichen, reinwollenen Qualitäten, doppelt breit, zu 80, 90, 100, 120 bis 250 Kop.

Baumwoll-Flanell und Barchent

in hübschen Mustern und reichhaltiger Auswahl, zu 10, 11, 12, 15, 18, 20 bis 24 Kop.

Ferner empfehlen wir unser

Leinen- und Weißwaaren-Lager:

Jaroslawsches Leinen,

bestes Fabrikat, unter Garantie, in Stücken von 24 bis 25 Arschin, zu 525, 600, 650, 750 Kop. bis 15 Rbl.

Herren-Wäsche, Oberhemden, Nachthemden, Hälschen, Kragen, Manchetten in guten Qualitäten (vorzüglicher Schnitt).

Leinen-Taschentücher, bestes Fabrikat, pro $\frac{1}{2}$ Dhd. 85, 90, 100, 110, 120, 150 bis 300 Kop.

Gardinen, Bettdecken, Tischtücher, Handtücher, Bedecke, Möbelstoffe, Teppiche und Dielenläufer

in überaus reicher Auswahl und zu besonders billigen Preisen.

Rotonden, Jaquettes, Paletots, wattirte und Kragen-Mäntel,

eigenes Fabrikat, aus guten Stoffen, zu den mäßigsten Preisen.

Otto Spilcker & Co.,

Schaalstraße Nr. 7.

Alexander Stieda, Riga, Buchhandlung u. Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichnis 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

☛ Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga, Buchhandlung u. Antiquariat.

J. JAKSCH & Co., Riga.

En gros. Feste Preise. En détail.

Porzellan-Malerei und Glas-Gravir-Atelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystalservices,
Alfénide,

Petroleumlampen und Bronze-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken und Zubehör.

Agentur für

Spiegelglas, belgisches Fensterglas,
Mosaik - Fussböden.

RIGA. Das I. Special-Magazin RIGA.

für

Haus- und Kücheneinrichtungen

von

Ed. Udam & Co.,

Gr. Sandstrasse, 8,

Filiale: Theater-Boulevard 2,

empfiehlt sein **reichhaltiges Lager zu completen Ausstattungen**, sowie grösste Auswahl sämtlicher hauswirthschaftlicher Maschinen und Apparate neuester Erfindungen.

· Dasselbst sind die erwarteten vorzüglichen **Steiermarker**

Kohlhobel

mit 3, 4, 5 und 6 hohlgeschliffenen Messern eingetroffen.

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements
unter der Firma

„Selbsthilfe“

(vormals Livländisches Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse No 2.

Filialen: Derpat — Vertreter A. von Hofmann.

Pernau — Vertreter H. von Wolfeldt.

Vertreterin

des

Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämtlichen Meierei-Geräthen u. Utensilien,

wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin

der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage

von

sämtlichen landwirthschaftlichen Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Saemaschinen, Mähmaschinen, Göpeldreschern,
Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel,

wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-
schlacke.

Kraftfutter,

wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Oocoskuchen, Weizenkleie
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägeln und Drahtnägeln.

Landwirthschaftliche Sämereien,

wie: Rothklee, Thimoty, Bastardklee und sämtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen.

Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.

Ar 893
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik
Gegründet 1818. mit Dampfbetrieb.

Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.